



Leseprobe

Mircea Cărtărescu
Solenoid
Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 18,00 €



Seiten: 912

Erscheinungstermin: 12. April 2023

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Genial, verrückt, groß: Ein monumentales Stück Weltliteratur

Ein junger Mann erntet Hohn und Spott in seinem Literaturkreis, als er dort seinen Text vorträgt. Aus ihm wird nicht wie erhofft ein gefeierter Schriftsteller, sondern ein Lehrer in der Vorstadt von Bukarest. Als dieser namenlose Erzähler jedoch ein Haus in Form eines Schiffes kauft, gerät er in den Bannkreis des Solenoids, einer Art riesiger Magnetspule, deren Gravitationskraft alles in die Höhe hebt, was in ihr Umfeld gerät – Menschen, Gegenstände, ja die Wirklichkeit selbst. Genial, verrückt, groß: Mit seinem monumentalen Roman hat Mircea Cărtărescu erneut Weltliteratur geschaffen.

Autor

Mircea Cărtărescu

Mircea Cărtărescu wurde 1956 in Bukarest geboren und ist Literaturkritiker, Geschichtenerzähler und Dichter. Nach Abschluss des Philologiestudiums unterrichtete er zunächst an einer Hauptschule und arbeitete danach als Lektor für rumänische Sprache und Literatur an der Universität Bukarest. Er gilt unter Literaturkritiker*innen als der wichtigste rumänische Autor der Gegenwart und ist Empfänger zahlreicher Auszeichnungen. Er erhielt unter anderem den Leipziger Buchpreis für Europäische Verständigung (2015), den Österreichischen Staatspreis für Europäische Literatur (2015) und den Thomas-Mann-Preis (2018).

Hohn und Spott erntet ein junger Mann in seinem Literaturkreis, als er dort seinen Text »Der Niedergang« zum Besten gibt. Aus ihm wird nicht wie erhofft ein gefeierter Schriftsteller, sondern ein Lehrer in der Vorstadt von Bukarest. Als dieser namenlose Erzähler jedoch ein Haus in Form eines Schiffes kauft, gerät er in den Bannkreis des Solenoids, einer Art riesiger Magnetspule, die sich unterhalb des Kellers befindet. Deren Gravitationskraft zieht aber nicht nach unten, sondern hebt konsequent alles in die Höhe, was in ihr Umfeld gerät – Menschen, Dinge, ja die Wirklichkeit selbst.
Genial, verrückt, groß: Mit seinem monumentalen Roman hat Mircea Cărtărescu erneut Weltliteratur geschaffen.

MIRCEA CĂRTĂRESCU wurde 1956 in Bukarest geboren und lebt in seiner Heimatstadt. Zahlreiche Auslandsaufenthalte u. a. in Berlin, Stuttgart, Wien, Florenz. Leipziger Buchpreis für Europäische Verständigung (2015), Österreichischer Staatspreis für Europäische Literatur (2015), Thomas-Mann-Preis, Premio Formentor (beide 2018). 2022 wurde er mit dem FIL-Preis für romanische Sprachen ausgezeichnet.

Ein Mann holt hoch vom Gipfel Schlamm und Dung
Und formt sein großes Wunschbild in den Lüften
Von Träumen, Schatten, unbekanntem Düften
Und bringt es uns in unsere Niederung.

Doch ganz vergeblich scheint sein kühnes Wagen,
Wie schön des Buches Klang auch sei und klar.
Geliebtes Buch, so ganz des Nutzens bar,
Du gibst uns Antwort nicht auf unsere Fragen.
(TUDOR ARGHEZI: EX LIBRIS)

1

Wieder habe ich mir Läuse eingefangen, es wundert mich nicht einmal, erschreckt mich nicht, ruft keinen Ekel mehr hervor. Es juckt nur noch. Nissen habe ich immerzu, ich schüttele sie stets heraus, wenn ich mich im Bad kämme: winzig kleine, perlmuttfarbene Eier, die auf der Fayence des Waschbeckens dunkel glänzen. Auch zwischen den Zinken des Kamms bleiben noch genug davon hängen, anschließend reinige ich ihn mit einer alten Zahnbürste, jener mit dem angeschimmelten Stiel. Unmöglich, keine Läuse zu bekommen – ich bin Lehrer an einer Schule an der Peripherie. Die Hälfte der Kinder hat Läuse, die werden zu Beginn des Schuljahrs bei der ärztlichen Untersuchung festgestellt, wenn die Arzthelferin ihnen mit der Expertengeste der Schimpansen durch das Haar fährt – man darf sich wundern, dass sie die Chitinpanzer der eingefangenen Insekten nicht mit den Zähnen knackt. Dafür empfiehlt sie den Eltern eine weißliche, nach Chemikalien riechende Lauge, die gleiche, die schließlich auch die Lehrer benutzen. In wenigen Tagen riecht die ganze Schule nach dieser Tinktur gegen Läuse.

Das ist nun trotzdem nicht so schlimm, immerhin haben wir keine Wanzen, die wurden lange schon nicht mehr gesehen. Ich kann mich noch an sie erinnern, ich habe sie, als ich etwa drei Jahre alt war, mit eigenen Augen gesehen, in der kleinen Villa in Floreasca, wo wir so um 59, 60 herum gewohnt haben. Vater zeigte sie mir, wenn er mit einem

Ruck die Matratze an. Sie sahen wie scharlachrote Körnchen aus, fest und glänzend wie Waldfrüchte oder jene schwarzen Körner im Efeu, von denen ich wusste, dass ich sie nicht in den Mund stecken durfte. Nur dass die Körnchen zwischen Matratze und Bettgestell ganz schnell in die dunkleren Ecken rannten, sie waren dermaßen alarmiert, dass ich stets einen Lachanfall bekam. Ich konnte es kaum erwarten, Vater ein weiteres Mal die schwere Ecke der Matratze anheben zu sehen (wenn die Leintücher gewechselt wurden) und wieder einmal die rundlichen Tierchen zu Gesicht zu bekommen. Dann lachte ich mit solcher Lust, dass Mutter, die mir das Haar hatte wachsen lassen, lang war es und voller Kringle, mich jedes Mal in den Arm nahm und bespuckte, damit mich nicht der böse Blick treffe. Daraufhin brachte Vater die Flit-Pumpe und verpasste den Wanzen, die es sich in den Fugen und Gelenkstellen des Holzes gemütlich gemacht hatten, eine übelriechende Dusche, dass sie nur noch Sterne sahen. Ich mochte den Geruch des Bettgestells, Tannenholz, in dem noch das Harz gärte, ja selbst den Geruch des Insektengifts mochte ich. Dann ließ Vater die Matratze los, und Mutter kam herbei, die Leintücher auf den Armen. Wenn sie eines auf das Bett breitete, entstand eine große Luftblase, in die ich stets mit größtem Vergnügen hineinschlüpfte. Nun wartete ich, dass das Leintuch ganz langsam auf mich herabsank, sich um meinen kleinen Körper legte, aber nicht auf jeden noch so geringen Fleck, sondern auch komplizierte Falten und Fältchen über mir zeichnete. Damals waren die Zimmer groß wie Hallen, und die beiden Menschen bewegten sich immerzu darin herum, schwer zu sagen, warum, sie kümmerten sich um mich: Mutter und Vater.

An die Stiche der Wanzen kann ich mich jedoch nicht erinnern. Mutter sagte, sie seien wie kleine rote Kreise auf der Haut mit einem weißen Punkt in der Mitte. Und sie würden eher brennen als jucken. Keine Ahnung, Tatsache aber ist, ich kriege stets von den Kindern Läuse, wenn ich mich über ihre Hefte beuge. Als wäre es eine Berufskrankheit. Ich trage das Haar lang, noch aus der Zeit, als ich hätte Schriftsteller werden können. Das ist alles, was mir von jener Karriere geblieben

ist, die Mähne. Und die Helanca-Rollkragenhemden, wie sie der erste Schriftsteller trug, den ich je gesehen habe, und der sich mir als Bild des berühmten, unnahbaren Autors eingeprägt hat: der aus *Frühstück bei Tiffany*. Mein Haar berührt immer wieder das Haar der Mädchen, locker gebauscht und voller Schleifchen. Über diese verhornten, halb durchsichtigen Seile klettern die Insekten hoch. Ihre Krallen zeichnen die Krümmung des Haarfadens nach, den sie perfekt zu fassen kriegen. Dann laufen sie über die Kopfhaut, wo sie ihre Exkreme und Eier hinterlassen. Sie stechen in die tadellos weiße, pergamentartige Haut, die noch nie das Sonnenlicht gesehen hat, und das ist ihre Nahrung. Wenn das Jucken schier unerträglich wird, lasse ich heißes Wasser in die Wanne laufen und bereite mich vor, sie zu vernichten.

Gern höre ich dem Wasser zu, wenn es in die Wanne einläuft, jenem stürzenden Rauschen, dem turbinenhaft reißenden Strom der Milliarden Tropfen und zu Spiralen verdrehten Rinnsale, dem Dröhnen des Strahls, der senkrecht in die grünliche Gelatine des Wassers stößt, es steigt unmerklich an, nimmt, gestaut vor Hindernissen und in plötzlichen Invasionen, die Wände der Wanne ein, als bestünde es aus unzähligen durchsichtigen Ameisen, die im amazonischen Dschungel herumwuseln. Ich drehe den Wasserhahn zu, und es wird still, die Ameisen lösen sich ineinander auf, und der geleeweiche Saphir liegt reglos vor mir, er schaut mich wie ein helles Auge an und erwartet mich. Nackt steige ich ins Wasser, genüsslich. Ich versenke auch gleich den Kopf im Wasser, spüre, wie die Wasserwände mir symmetrisch über Wangen und Stirn steigen. Das Wasser setzt mir zu, schwer umfängt es mich, lässt mich in seiner Mitte levitieren. Ich bin der Kern einer Frucht mit grünblauem Fruchtfleisch. Meine Haare fächern sich auf und reichen bis zu den Wannenträndern, als hätte ein schwarzer Vogel seine Flügel ausgebreitet. Die Fäden stoßen sich gegenseitig ab, jedes Haar ist selbständig, jedes schwebt, nunmehr aufgeweicht, unter den anderen, ohne sie zu berühren, wie die Tentakel der Seelilien. Ruckartig bewege ich meinen Kopf hin und her, damit ich spüre, wie die Haarfasern unter Spannung geraten, im dichten Wasser gestreckt und schwer wer-

den, eine unerwartete Last zu spüren bekommen. Es fällt schwer, sie ihren Wasseralveolen zu entreißen. Die Läuse halten sich an den dicken Stämmen fest, verschmelzen mit ihnen. Ihre unmenschlichen Gesichter zeigen eine Art Verwunderung. Ihre äußere Hülle besteht aus der gleichen Substanz wie die Haarfäden. Auch sie werden weich im heißen Wasser, aber sie lösen sich nicht auf. Die Atemröhrchen, symmetrisch am Rande der gaufrierten Bäuche angeordnet, sind bestens verschlossen, wie die verklebten Nüstern der Seehunde. Passiv und entspannt wie ein anatomisches Präparat schwebte ich in der Wanne, die Haut an meinen Fingern quillt auf und wird runzlig. Auch ich bin weich, als wäre ich von durchscheinendem Chitin überzogen. Die Hände, sich selbst überlassen, schwimmen obenauf. Auch der Pimmel strebt an die Oberfläche, wie ein Flaschenkorken. Es ist überaus seltsam, einen Körper zu haben, sich in einem Körper zu befinden.

Ich setze mich aufrecht und beginne, mir die Haare und den Körper einzuseifen. Während ich mich mit den Ohren unter der Wasseroberfläche befand, konnte ich die Gespräche und das Gepolter in den Nachbarapartments deutlich, aber wie im Traum, hören. Nun habe ich Gelatine-Pfropfen in den Ohren. Ich lasse die seifigen Hände über meinen Körper wandern. Für mich ist mein Körper nicht erotisch. Als strichen meine Finger nicht über meinen Körper, sondern über meinen Verstand. Mein in Fleisch verpackter Verstand, mein in den Kosmos verpacktes Fleisch.

Wie auch im Falle der Wanzen überrascht es mich nicht allzu sehr, als meine seifigen Finger an den Nabel gelangen. So geht es mir schon seit etlichen Jahren. Anfangs erschrak ich, selbstverständlich, denn ich hatte gehört, der Bauchnabel könne einem aufplatzen. Aber ich hatte mir über meinen keine Gedanken gemacht, da mein Nabel lediglich eine kleine Ausbuchtung in meinem »an der Wirbelsäule klebenden« Bauch war, wie Mutter sagte. Auf dem Grund dieser Vertiefung gab es etwas, das sich bei Berührung unangenehm anfühlte, mich aber niemals beschäftigt hatte. Der Nabel war nichts anderes als die ausgehöhlte Stelle am Apfel, woraus der Stiel ragte. Auch wir sind wie die Fröch-

te an einem von Venen und Arterien durchzogenen Stiel gewachsen. Aber vor ein paar Monaten, als ich mit den Händen schnell mal über jenen Unfallort auf meinem Körper fuhr, nur damit er nicht ungewaschen bliebe, spürte ich etwas Ungewöhnliches, etwas, das es dort nicht hätte geben sollen: eine Art Knopf oder Nippel, den die Fingerkuppe als kratzend empfand, etwas Anorganisches, das nicht zu meinem Körper gehörte. Es steckte verkrustet in dem Knoten fahlen Fleisches, der sich dort wie ein Auge zwischen zwei Lidern auftat. Zum ersten Mal schaute ich aufmerksamer unter die Wasseroberfläche und schob die Ränder der Spalte etwas auseinander. Weil ich nicht gut sehen konnte, erhob ich mich aus der Wanne, und die Wasserlinse aus dem Nabel floss langsam ab. Herrgott, sagte ich lächelnd, jetzt ist es schon so weit, dass ich meinen eigenen Bauchnabel betrachte ... Ja, es war ein blasser Knoten, der in letzter Zeit stärker hervortrat als gewöhnlich, weil meine Bauchmuskeln nach nunmehr fast schon dreißig Jahren etwas erschlafft waren. Eine Verkrustung von der Größe eines Kinderfingernagels in einer der Schlaufen dieses Knotens erwies sich schlicht als Schmutz. Aber auf der anderen Seite erhob sich fest und schmerzhaft der kleine, schwarz-grünliche Stumpf, den ich mit der Fingerspitze ertastet hatte. Ich konnte nicht erkennen, was das sein mochte. Ich versuchte, ihn mit den Fingernägeln zu packen, aber wenn ich daran zog, spürte ich einen leichten Schmerz, der mich erschreckte: Es konnte eine Art Warze sein, an die man besser nicht rührte. Ich bemühte mich, das Ding zu vergessen und dort zu belassen, wo es nun mal gewachsen war. Im Laufe unseres Lebens wachsen uns genügend Warzen und Muttermale, tote Knochen und anderes Zeug, das wir geduldig mit uns herumschleppen, nicht zu reden von den Fingernägeln und dem Haar, den Zähnen, die uns ausfallen: Stücke von uns, die nicht mehr zu uns gehören und ein eigenes, ihr eigenes Leben erhalten. Ich besitze auch heute noch, aufgrund von Mutters Fürsorge, in einer Tic-Tac-Schachtel alle meine Milchzähne, und der gleichen Fürsorge verdanke ich den Besitz der geflochtenen Zöpfe des Dreijährigen. Unsere Fotos mit dem verblichenen Glanz und dem briefmarkengleich ge-

zackten Rand sind ebenfalls solche Zeugnisse: Unser Körper hat sich irgendwann tatsächlich zwischen die Sonne und die Linse des Fotoapparats geschoben und seinen Schatten auf dem Filmstreifen hinterlassen, nicht anders als der Mond bei einer Finsternis seinen Schatten über die Sonnenscheibe wirft.

Aber nach einer Woche, wiederum in der Wanne, spürte ich neuerlich den ungewohnten irritierten Bauchnabel: Das nicht identifizierte Stückchen Etwas war länger geworden und fühlte sich nun anders an, eher beunruhigend denn schmerzhaft. Wenn uns ein Zahn wehtut, tasten wir immerzu mit der Zunge daran herum, gehen sogar das Risiko ein, schließlich auf einen lebendigen Schmerz zu stoßen. Alles, was auf der empfindlichen Karte unseres Körpers den Bereich des Gewöhnlichen verlässt, bringt uns auf und treibt uns um: Wir müssen um jeden Preis das Gefühl der Verlegenheit loswerden, das uns keine Ruhe lässt. Manchmal, wenn ich abends schlafen gehe, ziehe ich die Socken aus und spüre, dass die gelbe durchscheinende Haut an der Seite des großen Zehs übermäßig dick geworden ist. Ich packe diese feste Verdickung mit den Fingern und zerre mitunter eine halbe Stunde lang daran herum, bis es mir gelingt, einen Rand wegzureißen, an dem ich dann weiter und immer irritierter und unruhiger herumzerre, schon schmerzen meine Fingergelenke, als ich es schaffe, eine dicke, wie gläserne Rinde mit an zarte Fingerspitzen erinnernder Riffelung aufzureißen, einen ganzen Zentimeter toter Haut, die nun nicht eben vorteilhaft aussehend am Zeh hängt. Ich kann nicht länger daran herumzerren, denn schon bin ich bei der nervösen Haut darunter angelangt, bei mir selbst, der den Schmerz spürt, und doch muss ich dieses Jucken und diese Unruhe loswerden. Ich greife zur Schere und schneide sie ab, dann betrachte ich sie lange: eine weiße Rinde, die ich, ohne zu wissen, wie, produziert habe, ebenso wie ich mich nicht mehr daran erinnere, wie ich meine Knochen produziert habe. Ich knete sie zwischen den Fingern, rieche daran, sie riecht entfernt nach Ammoniak: Dieses organische, aber tote Stückchen, schon tot, als es noch Teil meiner selbst und mit einigen Gramm an meinem Gewicht beteiligt war, erzürnt

mich immer noch. Mir ist nicht danach, es wegzuerfen, ich lösche das Licht und lege mich hin, halte es immer noch zwischen den Fingern, um es am nächsten Tag vollends vergessen zu haben. Und doch humpele ich eine Weile: Die Stelle, von der es weggerissen wurde, schmerzt.

Also habe ich vorsichtig an dem festen Krümel zu ziehen begonnen, der aus meinem Bauchnabel hervorlugte, bis ich unerwarteter Weise das Ding in der Hand hielt. Es war ein kleiner Zylinder von einem halben Zentimeter Länge und etwa der Stärke eines Streichholzes. Er schien schon lange schwarz, verfault, dreckverklebt und im Laufe der Zeit schließlich zu Pechruß geworden zu sein. Es war etwas Uraltetes, mumifiziert, verseift, weiß der Henker. Ich hielt es unter den Wasserstrahl des Waschbeckens, und der Dreckschorf löste sich und ließ erkennen, dass dieses kleine Ding vor langer Zeit vielleicht mal gelblichgrün gewesen sein mochte. Ich legte es auf den Boden einer leeren Streichholzschachtel. Es sah aus wie der abgebrannte Kopf eines Streichholzes.

Ein paar Wochen später zog ich ein weiteres Fragment aus meinem im heißen Wasser aufgeweichten Bauchnabel hervor, diesmal jedoch war es doppelt so lang, aber von gleicher Substanz, fest und lang. Nun merkte ich, dass es sich um ein bewegliches Schnurende handelte, ich konnte sogar die Menge der ineinander gedrehten Fäden erkennen, aus denen es bestand. Es war eine Schnur, eine ganz gewöhnliche Schnur, die man zum Verpacken benutzte. Die Schnur, mit der man mir vor siebenundzwanzig Jahren in der miserablen proletarischen Entbindungsstation, in der ich geboren wurde, den Nabel abgebunden hatte. Nun trieb mein Nabel sie ab, gemächlich, alle zwei Wochen ein Stückchen, pro Monat ein Stückchen und dann ein weiteres nach drei Monaten. Das heute ist das fünfte, ich hole es behutsam und genüsslich hervor. Ich biege es gerade, reinige es mit dem Fingernagel, wasche es im Wasser der Badewanne. Es ist das bislang längste Stück und, hoffentlich, das letzte. Ich lege es zu den anderen in die Streichholzschachtel. Brav liegen sie da, gelb-grünlich-schwarz, krumm, die Enden leicht aufgelöst.

Hanfschnur, die gleiche, aus der auch die Einkaufsnetze der Hausfrauen gemacht werden, die ihnen in die Hände schneiden, wenn sie angefüllt sind mit Kartoffeln; die gleiche, mit der man Pakete verschnürt. Zu Mariä Himmelfahrt bekamen wir jeweils ein Paket von Vaters Verwandten im Banat: Kuchen mit Mohn und Honig. Der aufgeknottete Bindfaden, grünlich-kaffeebraun, bereitete mir Freude: Ich schlang sie um die Türklinken, damit Mutter nicht noch ein Kind bekäme. An jeder Klinke machte ich dutzende, hunderte Knoten.

Ich entledige mich der Sorge um die Nabelschnur und steige, das Wasser an mir ablaufen lassend, aus der Wanne. Ich hole die Flasche mit der Anti-Läuse-Substanz hinter der Kloschüssel hervor und gieße mir von deren muffelndem Inhalt einen Fingerbreit auf den Kopf. Dabei frage ich mich, von welcher Klasse ich sie diesmal wohl habe, als hätte das irgendeine Bedeutung. Wer weiß, vielleicht hat es sogar eine. Vielleicht sind die Läuse in den unterschiedlichen Straßen des Viertels und in verschiedenen Schulklassen von jeweils anderer Art, anderer Größe.

Ich spüle die eklige Flüssigkeit aus und kämme mich über dem sauber glänzenden Porzellan des Waschbeckens. Und plötzlich beginnen die Parasiten herabzufallen, zwei, fünf, acht, fünfzehn ... Sie sind extrem klein, jeder eingekapselt in seinen je eigenen Wassertropfen. Schwerlich nur kann ich ihre Körper mit dem aufgedunsenen Bauch und je drei sich noch bewegenden Beinchen an jeder Seite sehen. Ihre Körper und mein Körper, der ich nackt und nass über das Waschbecken gebeugt dastehe, bestehen aus den gleichen organischen Geweben. Sie haben analoge Organe und Funktionen. Sie haben Augen, die die gleiche Realität sehen, haben Beine, die sie durch die gleiche unendliche und unverständliche Welt tragen. Sie wollen leben, ebenso wie ich es will. Ich beseitige sie mit einem Wasserstrahl vom Boden des Waschbeckens. Sie fahren hinab in die Siphons darunter, gelangen in die Kanalisation.

Ich lege mich mit nassen Haaren neben meinen Schätzen schlafen: der Tic-Tac-Schachtel mit den Kinderzähnnchen, meinen Fotos, als ich

ein Kleinkind war und meine Eltern in der Blüte ihrer Jahre standen, der Streichholzschachtel mit der aus meinem Bauchnabel herausgelösten Schnur, dem Tagebuch. Ich kippe mir, wie ich dies so oft abends tue, die Zähnnchen in die Handfläche, glatte Steinchen, noch sehr weiß, die einstmals in meinem Mund waren, mit denen ich mal gegessen habe, ich habe Wörter ausgesprochen und zugebissen wie ein Hündchen. So oft schon habe ich mich gefragt, wie es denn wäre, irgendwo auch eine Papiertüte zu besitzen mit meinen Rückenwirbeln im Alter von zwei Jahren oder den Fingerknöcheln mit sieben ...

Ich lege die Zähne zurück an ihren Platz. Gerne würde ich mir noch ein paar Bilder anschauen, aber ich halte nicht länger durch. Ich ziehe die Schublade am Nachtkästchen auf und stecke alles in die Schachtel aus vergilbtem »Schlangenleder«, die einstmals einen Rasierapparat beherbergt hat, einen Pinsel und ein Schächtelchen mit Astor-Klingen. Nun verwahre ich hier meine erbärmlichen Schätze. Ich ziehe mir die Decke über den Kopf und bemühe mich, möglichst schnell einzuschlafen, vielleicht sogar für immer. Die Kopfhaut juckt nicht mehr. Und weil es erst kürzlich geschah, hoffe ich, es geschieht nicht auch diese Nacht.

2

Ich dachte an Träume, an Besucher, an diesen ganzen Wahnsinn, aber jetzt ist nicht der richtige Zeitpunkt. Vorerst muss ich zurückkehren zur Schule, in der ich, sieh an, schon seit mehr als drei Jahren arbeite. »Ich werde nicht mein ganzes Leben Lehrer sein«, sagte ich mir, daran erinnere ich mich, als wäre es eben gestern gewesen, als ich spät an einem Sommerabend, rosa Wolken standen am Himmel, mit der Straßenbahn von dort, dem hintersten Colentina, wo ich hingefahren war, mir zum ersten Mal meine Schule anzuschauen, nach Hause fuhr. Aber sieh, es ist kein Wunder geschehen, und alles deutet darauf hin, dass es

genau so weitergeht. Schließlich war es bis jetzt gar nicht so schlimm. An dem Nachmittag, als ich, unmittelbar nach der regierungsamtlichen Zuteilung, dort hinfuhr, um meine Schule zu sehen, war ich vierundzwanzig Jahre alt und wog etwa das Doppelte dieser Zahl an Kilos. Ich war unglaublich, unfassbar ausgehungert. Der Schnurrbart und die langen Haare, zu jener Zeit noch mit einem rötlichen Schimmer, vermochten es lediglich, meine Gestalt noch stärker zu infantilisieren, so dass ich, wenn ich mich unverhofft in einer Schaufensterscheibe oder in den Straßenbahnfenstern erblickte, einen Gymnasiasten zu sehen meinte.

Es war ein Sommernachmittag, die Stadt war bis oben hin angefüllt mit Licht, wie ein Glas, in dem sich das Wasser bogenförmig über den Rand wölbt. Ich hatte in Tunari vor der Generaldirektion der Miliz die Straßenbahn genommen, bin am Wohnblock meiner Eltern in der Ștefan cel Mare vorbeigefahren, wo auch ich gewohnt hatte, schaute wie üblich auf die unendliche Fassade, um das Fenster meines Zimmers zu sehen, das zum Schutz vor der Sonne von innen mit blauem Papier verklebt war, und fuhr danach am Maschendrahtzaun des Colentina-Spitals entlang. Die Pavillons der Patienten standen in dem großen Innenhof aufgereiht wie Schlachtschiffe aus Mauerwerk. Jeder hatte eine andere Form, als hätten die unterschiedlichen Krankheiten ihrer Bewohner die bizarre Architektur dieser Bauten bestimmt. Oder aber der Architekt jedes einzelnen dieser Pavillons war unter den Menschen, die an einer bestimmten Krankheit litten, ausgesucht worden und hatte das Gebäude so konzipiert, dass es dieses Leiden symbolisch repräsentierte. Ich kannte sie alle, mindestens zwei davon hatten auch mich schon beherbergt. Übrigens erkannte ich eben schaudernd in der rechten hinteren Ecke des Innenhofs das rosa Gebäude mit den papierdünnen Wänden, den Pavillon der Neurologie-Patienten. Hier hatte ich vor acht Jahren wegen einer partiellen Gesichtslähmung, die mir auch heute hin und wieder noch zu schaffen macht, einen ganzen Monat verbracht. Oftmals irre ich nächtens im Traum zwischen den Pavillons des Colentina-Spitals umher und betrete unbekannte, feindlich wirken-

de Gebäude, deren Wände bedeckt sind von anatomischen Schautafeln ...

Dann fuhr die Straßenbahn an den ehemaligen ITB-Werkstätten vorbei, wo auch Vater einige Zeit als Schmied gearbeitet hatte. Davor hatte man jedoch Wohnblocks gebaut, so dass man sie von der Chaussee aus kaum mehr sehen konnte. Im Erdgeschoss eines Blocks befand sich direkt an der Doktor-Grozovici-Haltestelle eine Quartiersklinik. Dort war ich eine Zeit lang hingegangen, mir die Vitamin-B₁- und -B₆-Impfungen verabreichen zu lassen, ebenfalls infolge der Gesichtslähmung im Alter von sechzehn Jahren. Die Meinen drückten mir die Phiolen in die Hand und sagten mir, ich möge nicht ungeimpft zurückkehren. Die wussten schon Bescheid. Anfangs warf ich sie in den Fahrstuhlschacht und sagte ihnen, ich habe sie mir geben lassen, doch kam ich damit nicht lange durch. Bis zum Schluss musste ich sie mir tatsächlich verabreichen lassen. Ich brach abends im Dunkeln auf zur Klinik, beinahe tot vor Angst. Ich ging zu Fuß, so langsam es irgend möglich war, zwei Haltestellen weit. Wie an den Tagen, an denen ich zum Zahnarzt gehen musste, hoffte ich, es würde ein Wunder geschehen, und ich fände die Praxis geschlossen vor, das Gebäude abgerissen, den Arzt gestorben, oder es gebe zumindest eine Stromunterbrechung, so dass die Turbine und die Lichter über dem Zahnarztstuhl nicht funktionierten. Aber niemals geschah ein Wunder. Der Schmerz erwartete mich dort in seiner ganzen Größe, mit seiner blutigen Aura. Die erste Schwester an der Grozovici, die mich spätnachts geimpft hatte, war schön, blond und sehr gepflegt, aber schon bald graute mir vor ihr. Sie war eine von denen, die sich deinen nackten Hintern total verächtlich anschauten. Nicht der Gedanke an den nun folgenden Schmerz, sondern der Überdruß jener Frau angesichts des Hinterns, mit dem sie nun eine intime Beziehung eingehen würde (und sei es nur das Einführen der Nadel in die Pobacke), erledigte umstandslos die leichte Erregung, und mein Geschlecht verzichtete auf die Anstrengung, den Kopf ein klein bisschen zu erheben, um besser sehen zu können. Dann wartete ich auf die unvermeidliche Befeuchtung der Hautpartie, die ge-

martert werden sollte, auf die drei, vier kurzen Schläge mit dem Handrücken, sodann auf den Schock der ins Fleisch gestochenen Nadel, stets mit der Sorge, dass sie keinen Nerv berühren möge, keine Vene, dass mir nichts Übles geschehe, nichts Dauerhaftes, das man im Gedächtnis behält, dann auch noch verschlimmert durch das Gift, das durch den Nadelkanal hinabfloss, um sich, Schwefelsäure, in der ganzen Pobacke auszubreiten. Es war grauenhaft. Nach den Impfungen durch die blonde Schwester hinkte ich noch eine ganze Woche.

Zum Glück wechselte sich diese im Bett mit ihren Liebhabern wahrscheinlich sadomasochistische Schwester in der Klinik mit einer anderen ab, die man, wiewohl aus anderen Gründen, ebenso schwer sollte vergessen können. Es war eine Frau, die einen beim ersten Anblick schon tödlich erschreckte, denn sie hatte keine Nase. Aber sie trug auch keinerlei Verband oder etwa eine falsche Nase, sie trug schlicht und einfach mitten im Gesicht ein großes rundes Loch, das vage in zwei Hälften unterteilt war. Sie war klein wie ein Küken, brünett, und hatte Augen, die vielleicht aufgrund ihrer Sanftmut deine Aufmerksamkeit erregt hätten, wenn ihr toteschädelartiges Gesicht dich nicht vollends aus der Fassung gebracht hätte. Wenn ich auf die Blonde traf, nahm diese mich sogleich ran. Durch den Warteraum fegte der Wind. Wohingegen die Zwergin ohne Nase ungewöhnlich erfolgreich zu sein schien: Bei ihr war das Wartezimmer immerzu gefüllt, voll wie die Kirche in der Auferstehungsnacht. Ich kehrte so gegen zwei Uhr nachts von der Klinik nach Hause zurück. Viele der Patienten, die darauf warteten, einzutreten, brachten ihr Blumen mit. Wenn diese Schwester in der Tür erschien, lächelten die Leute glücklich. Versteht sich von selbst: Wahrscheinlich hatte niemand je eine so leichte Hand. Wenn ich an der Reihe war, und sie mich mit heruntergelassener Hose auf das Wachtuch der Behandlungsloge setzte, betörte mich das Parfüm der Blumen, die, noch in Zellophan eingehüllt, sieben, acht an der Wand aufgereiht stehende Vasen füllten. Die auffallend brünette Frau sprach ruhig und gleichmütig auf mich ein, dann berührte sie einen Augenblick meinen Po mit der Hand, und ... das war alles. Ich spürte die Nadel

nicht, und das Einsickern des Serums in den Muskel erfuhr ich lediglich als leichte Erwärmung. In ein paar Minuten war alles vorbei, so dass ich fröhlich und glücklich heimkehrte. Die Eltern schauten mich argwöhnisch an: Hatte ich etwa wieder die Phiole weggeworfen, wohin auch immer?

Nun folgte das Melodia-Kino, sogar noch vor dem Lizeanu, und dann stieg ich an der nächsten Haltestelle, am Obor, um in eine Straßenbahn, die im rechten Winkel zur Ștefan cel Mare verkehrte, sie kam von der Moșilor und verlor sich tief im hintersten Colentina.

Ich kannte die Örtlichkeiten gut, in gewisser Weise war das meine Gegend. An der Piața Obor machte Mutter ihre Besorgungen. Als ich klein war, hatte sie mich mitgenommen in das Menschenmeer des alten Marktes. Die Fischhalle, die stank, dass man es nicht darin aushielt, dann die große Halle mit den unverständliche Szenen darstellenden Flachreliefs und Mosaiken, schließlich die Eisfabrik, vor der die Arbeiter stets mit in der Mitte weißen und an den Enden rätselhaft durchsichtigen Eisblöcken hantierten (als hätten diese sich in der sie umgebenden Luft fortwährend aufgelöst), waren für meine Kinderaugen phantastische Zitadellen aus einer anderen Welt. Dort, an der Hand der Mutter durch die Montagvormittagsödnis des Obor-Marktes gehend, sah ich das Plakat, das mich dann so lange verfolgen sollte, an einem Pfosten kleben: Aus einer fliegenden Untertasse kam ein riesiger Krake hervor und streckte seine Fangarme nach einem Astronauten aus, der über einen roten, mit Steinen übersäten Boden ging. Darüber stand *Planet der Stürme*. »Es ist ein Film«, sagte Mutter. »Warten wir, bis er näher bei uns gezeigt wird, im Volga oder im Floreasca.« Mutter fürchtete sich vor dem Stadtzentrum, sie verließ ihr Viertel nur, wenn sie nicht mehr anders konnte, wenn sie mir beispielsweise auf der Lipscani die Schuluniform mit dem Pepitahemd und den Hosen kaufte, deren Knie schon ausgebeult waren, als hätte sie bereits in der Fabrik jemand getragen.

Auch das Colentina-Viertel war mir vertraut, die zerfallenden Häuser auf der linken und die Stela-Seifenfabrik auf der rechten Straßen-

seite, wo die Wäscheseifen der Marken Schlüssel und Kamel hergestellt wurden. Der Gestank nach ranzigem Fett breitete sich von hier über das ganze Viertel aus. Es folgten das Gebäude der Weberei »Donca Simo«, wo Mutter einstmals an den Webstühlen gearbeitet hat, und danach ein paar Lagerschuppen mit Bauholz. Die elende und zutiefst deprimierende Straße strebte in der Sommerhitze unter den gewaltigen weißlichen Himmeln, die man nur über Bukarest zu sehen bekommt, weiter auf den Horizont zu. Eigentlich war ich dort geboren worden, im Colentina-Viertel, in der Vorstadt, in einer baufälligen Entbindungsstation, die man in einem alten Gebäude, das vor 1944 halb Spielhölle und halb Bordell gewesen sein mochte, eingerichtet hatte, und meine ersten Jahre lebte ich irgendwo auf der Doamna Ghica, in einem Straßengewirr, das eines jüdischen Ghettos würdig gewesen wäre. Viel später bin ich mit einem Fotoapparat dorthin zurückgekehrt, in die Silistra, und habe ein paar Fotos vom Haus meiner Kindheit gemacht, die nichts wurden. Diese Zone gibt es nicht mehr, sie ist vom Erdboden wegrasiert worden, mit meinem Haus und allem, was es dort sonst noch gab. Was steht jetzt an seiner Stelle? Selbstverständlich Wohnblocks, wie überall.

Als ich mit der Straßenbahn Nr. 21 jenseits der Doamna Ghica angelangte, geriet ich in ein fremdes Land. Die Häuser am Straßenrand wurden spärlicher, schmutzige Seen waren zu sehen, an denen Frauen mit gerafften Röcken Teppiche wuschen. Sodawasserläden und Brotzentren, Wein- und Fischläden. Eine leere, trostlose, unendliche Straße, siebzehn Straßenbahnhaltestellen, die meisten ohne ein Schutzdach und ohne Sinn, wie die Bahnstationen auf offenem Feld. Mütter in bedruckten Kleidern, je ein Mädchen an der Hand, die ins Nirgendwo gingen. Hin und wieder ein Pferdewagen, vollbeladen mit leeren Flaschen. Zentren für Gasflaschen, wo man abends schon für den nächsten Tag in der Schlange stand. Rechtwinklig abgehende Straßen, staubig wie auf dem Land, mit Maulbeerbäumen an den Rändern. Drachen, die sich in den elektrischen Stromkabeln zwischen den mit Teer bestrichenen Holzmasten verfangen hatten.

Nach eineinhalb Stunden des Schaukelns mit der Straßenbahn war ich an der Endstation. Ich glaube, ich war an den drei, vier letzten Haltestellen im Waggon allein geblieben. Ich stieg an einem großen Rondell aus, wo die Straßenbahnen wendeten, um neuerlich, sisyphosartig, über die Colentina davonzufahren. Der Tag neigte sich dem Abend zu, blieb aber bernsteinfarben und spektral, vor allem aufgrund der Stille. Hier, an der Endhaltestelle der Straßenbahn Nr. 21, war kein Mensch. Industriehallen mit schmalen Fenstern zogen sich lang und grau dahin, irgendwo, in einiger Ferne, ein Wasserschloss, und im Inneren des weiten Kreises, den die Straßenbahnschienen beschrieben, eine Obstwiese mit buchstäblich ruß- und abgasschwarzen Bäumen. Zwei leere Straßenbahnen ohne Schaffner, nebeneinander erstarrt. Ein geschlossener Fahrscheinkiosk. Starke Kontraste zwischen rosenfarbenem Licht und Schatten. Was suchte ich dort? Wie sollte ich an einem derart fernen Ort leben? Ich brach zu Fuß auf zum Wasserschloss, gelangte an seine Grundmauer, in der es eine Tür mit einem Vorhängeschloss gab, und schaute, den Kopf in den Nacken geworfen, hoch zu der Kugel, die am Ende des geweißelten Zylinders im Himmel glitzerte. Ich zog weiter nach ... nirgendwo, in die Ödnis ... Dort endete, wie mir schien, nicht die Stadt, sondern die Wirklichkeit. Eine Straße, die nach links abging, trug auf einem Täfelchen den Namen, den ich suchte: Dimitrie Herescu. Irgendwo in dieser Straße musste die Schule, musste meine Schule sein, mein erster Arbeitsplatz, an dem ich mich am 1. September einzufinden hatte, in mehr als zwei Monaten. Das grün und rosa gestrichene Gebäude einer Automechanik-Werkstatt konnte die dörfliche Atmosphäre des Ortes nicht zerstören: Häuser mit Wasserrinnen aus Hohlziegeln, Höfe mit vermoderten Zäunen, angekettete Hunde, Vorstadtblumen. Die Schule befand sich rechter Hand ein paar Häuser hinter der Automecanica und war selbstverständlich auch völlig verlassen.

Es war eine kleine Schule, ein Hybrid in Form eines L, mit einem alten Baukörper, dessen Wände rissig und dessen Fensterscheiben eingeschlagen waren, sowie im hinteren Teil des kleinen Hofes einem neu-

en Baukörper, der noch deprimierender aussah. Im Hof eine schiefe Tafel mit einem Basketballkorb ohne Netz am Ring. Ich öffnete das Tor und trat ein. Ich ging ein paar Schritte über den Asphalt des Hofes. Die Sonne hatte eben zu sinken begonnen, so dass eine Aureole von Sonnenstrahlen auf dem Dach des alten Gebäudes lag. Sie schossen von dort hervor, traurig, gewissermaßen schwarz, denn sie beleuchteten nichts, sondern mehrten nur noch die unmenschliche Einsamkeit des Ortes. Das Herz krampfte sich mir zusammen: Ich würde in diese wie ein Leichenschauhaus erstarrte Schule eintreten, den Klassenkatalog unter dem Arm, werde ich über die dunkelgrün gestrichenen Flure schreiten, werde hochgehen zum ersten Stock und in eine mir unbekannte Klasse treten, wo dreißig fremde Kinder, mir fremder, als wenn sie von einer anderen Spezies abstammten, auf mich warten. Vielleicht erwarteten sie mich eben nun, still in ihren Bänken sitzend, mit ihren hölzernen Federschachteln und den in blaues Papier eingeschlagenen Heften. Bei diesem Gedanken stellten sich mir die Haare an den Armen auf, und ich eilte fast schon im Laufschrift auf die Straße. »Ich werde ohnehin nicht mein ganzes Leben Lehrer bleiben«, sagte ich mir, während die Straßenbahn mich zurück in die weiße Welt fuhr, die Haltestellen zurückblieben, die Häuser dichter zusammenrückten, und wieder Menschen die Erde bevölkerten. »Nur längstens ein Jahr, bis man mich in eine Redaktion aufnimmt, bei einer Literaturzeitschrift.« Und die ersten drei Jahre Unterricht an der Schule Nr. 86 habe ich tatsächlich damit zugebracht, diese Illusion in mir zu nähren, so wie manch eine Mutter ihre Kinder lange über den Zeitpunkt hinaus stillt, an dem sie sie hätte abstillen müssen. Meine Illusion war so groß geworden wie ich selbst, und ich erbarmte mich immer noch nicht – und in gewisser Weise habe ich auch heute noch kein Erbarmen –, mir nicht wenigstens hin und wieder mal die Brust zu entblößen und ihr zu erlauben, mich genüsslich wie ein Kannibale zu zerfleischen. Die Jahre des Referendariats vergingen. Es werden etwa noch weitere vierzig Jahre vergehen, und ich werde von hier aus die Rente antreten. Schließlich war es bis jetzt nicht ganz so schlimm. Es gab lange Zeitspannen

ohne Läuse. Nein, wenn ich es mir so recht überlege, es war nicht alles schlecht an dieser Schule, und was nicht so ganz richtig war, ist letztlich vielleicht auch zum Guten ausgeschlagen.

3

Mitunter verliere ich die Kontrolle über meine Unterarme und Hände. Ich habe deswegen keine Angst, manchmal könnte ich sogar sagen, es gefällt mir. Es geschieht unerwartet, glücklicherweise aber nur, wenn ich allein bin. Ich schreibe etwas, korrigiere Klassenarbeiten, trinke meinen Kaffee oder schneide mir die Nägel mit der kleinen chinesischen Nagelzange, und plötzlich spüre ich meine Hände ganz leicht werden, als wären sie angefüllt mit einem flüchtigen Gas. Sie erheben sich von alleine, ziehen mir die Arme aus den Schultergelenken in die Höhe und levitieren fröhlich in der dunkel glänzenden dichten Luft meines Zimmers. Dann werde auch ich fröhlich, ich schaue sie mir an, als sähe ich sie zum ersten Mal: lang und schmal, mit dünnen Knochen und wenigen schwarzen Härchen auf den Fingerrücken. Unter meinen verzückten Augen beginnen sie selbständig zu gestikulieren, elegant und bizarr, sie erzählen Geschichten, die Gehörlose vielleicht verstehen könnten. Dann bewegen sich auch meine Finger präzise, ja geradezu unfehlbar in Folgen unverständlicher Zeichen, die Finger der rechten Hand fragen, die der Linken antworten, der Ringfinger und der Daumen schließen sich zum Kreis, die kleinen Finger blättern etwas durch, die Gelenke schwingen mit dem grazilen Schwung eines Dirigenten um die eigene Achse. Ich müsste verrückt werden vor Angst, denn in meinem eigenen Kopf verdammt jemand diese so augenfällig qualifizierten Bewegungen, die sich verzweifelt nach Entschlüsselung sehnen, und doch empfinde ich nur selten ein solches Glücksgefühl. Ich betrachte meine Hände wie ein Kind, das man ins Puppentheater ausgeführt hat, und das nicht begreift, was auf der win-

zig kleinen Bühne passiert, das aber fasziniert ist von der Aufgeregtheit der Holzgestalten mit den Haaren aus Zwirnsfäden und Kleidern aus Krepp-Papier. Die selbsttätige Beseelung meiner Hände (Gott sei Dank passiert es nicht auch, wenn ich unterrichte oder mich auf der Straße befinde) legt sich nach ein paar Minuten wieder, die Gesten verlangsamten, beginnen den Fingerstellungen der indischen Tänzerinnen zu ähneln und hören dann ganz auf, aber ich kann mich noch zwei, drei Minuten lang des bezaubernden Eindrucks erfreuen, meine Hände seien leichter als die Luft, als hätte Vater statt der Luftballons am Gasrohr des Herds zwei Gummihandschuhe aufgeblasen, die mir nun die Hände vertreten. Und wie sollte ich es denn nicht bedauern, wenn meine echten Hände, brutal, schwer, organisch, schier enthäutet, mit den Muskelsträngen, den milchig weißen Sehnen und den Venen, in denen das Blut schäumte, wieder zurück in die Handschuhe aus Haut mit den Fingernägeln an den Enden schlüpfen, und ich plötzlich zu meiner Verwunderung die Hände dazu bringen kann, sich so zu bewegen, wie ich es möchte, als könnte ich, allein indem ich mich konzentrierte, einen Zweig von dem Ficus auf der Schwelle abbrechen oder ohne jede Berührung die Kaffeekanne zu mir herüberziehen.

Später erst kommt die Angst. Erst nachdem diese Feerie (sie mag sich so etwa alle zwei bis drei Monate ereignen) zu einer Art Erinnerung geworden ist, beginne ich mich zu fragen, ob ich nicht unter so vielen anderen Anomalien meines Lebens – denn davon spreche ich – in der Selbsttätigkeit meiner Hände einen weiteren Beweis dafür besitze, dass sich alles im Traum abspielt ... dass mein ganzes Leben traumlogisch abläuft oder etwas trauriger, schwerfälliger, verrückter, jedoch wahrer als jedwede Geschichte, die man sich irgendwann einmal ausdenken könnte. Das erheiternd-erschreckende Ballett meiner Hände, das stets hier in meinem Haus in Schiffsform auf der Maica Domnului stattfindet, ist der kleinste, der geringfügigste (weil letztlich auch harmloseste) Grund dafür, diese Seiten niederzuschreiben, ganz allein für mich, in der unglaublichen Einsamkeit meines Lebens. Hätte ich Literatur schreiben wollen, so hätte ich es vor zehn Jahren getan. Ich

meine, wenn ich es wirklich gewollt hätte, ohne ein Bewusstsein von der damit verbundenen Anstrengung, etwa so wie man sich wünscht, einen Schritt zu tun, und dein Bein tut ihn. Du musst nicht sagen: »Ich befehle dir, den Schritt zu tun«, auch musst du nicht daran denken, welch komplizierte Prozesse dein Wunsch zu durchlaufen hat, bis er Tatsache wird. Du musst nur daran glauben und ein senfkorngroßes Zutrauen darein haben. Wenn du Schriftsteller bist, schreibst du. Die Bücher kommen, ohne dein Wissen davon, was du dafür zu tun hast, wie deine Gabe funktioniert, genauso, wie die Mutter für die Geburt gemacht ist und tatsächlich das Kind gebiert, das in ihrer Gebärmutter herangewachsen ist, ohne dass ihr Verstand an dem komplizierten Origami ihres Fleisches beteiligt gewesen wäre. Wenn ich Schriftsteller gewesen wäre, hätte ich Fiction geschrieben, bis heute hätte ich zehn, fünfzehn Romane verfasst, die mir nicht mehr abverlangt hätten als die Sekretion von Insulin oder der tägliche Nahrungsverkehr durch die beiden Öffnungen meines Verdauungsapparates. Ich aber habe damals, es ist lange her, als mein Leben noch unter unbestimmt vielen Orientierungen seine Wahl hätte treffen können, meinem Verstand geboten, Fiktionen zu schaffen, und es ist nichts geschehen, genauso, wie ich meinen Finger betrachten und ihm zurufen kann: »Beweg dich!«

Als Heranwachsender wollte ich Literatur schreiben. Ich weiß bis heute nicht, ob ich diesen Weg verfehlt habe, weil ich nicht wirklich ein Schriftsteller war oder aus schlichtem Unglück. Im Gymnasium hatte ich Gedichte geschrieben, ich habe immer noch irgendwo ein paar Hefte herumliegen, und von bestimmten Träumen her weiß ich, dass ich auch Prosa geschrieben hatte, ein großes Quartheft mit festen Deckeln voller Geschichten. Jetzt ist nicht der Moment, darüber zu schreiben. Dann ging ich zu den Rumänisch-Olympiaden, die an verregneten Sonntagen in unbekanntem Gymnasien stattfanden. Damals war ich ein verstörter, beinahe schizophrener Knabe, der in den Pausen in den Schulhof ging, sich auf den Rand der Weitsprunggrube setzte und aus zerfledderten Büchlein laut Gedichte las. Wenn ich sprach, schauten die Leute durch mich hindurch, sie hörten mir nicht zu, ich war ein De-

korationsstück – und kein gelungenes – in einer riesigen, chaotischen Welt. Weil ich Schriftsteller werden wollte, entschied ich mich für die Aufnahmeprüfung in Philologie. Ich bestand problemlos im Sommer 1975. Zu jener Zeit war meine Einsamkeit total. Ich wohnte mit meinen Eltern in der Ștefan cel Mare. Ich las acht Stunden pro Tag und wälzte mich unter dem schweißnassen Leintuch im Bett von der einen auf die andere Seite. Die Buchseiten nahmen die immerzu sich verändernde Färbung der weiten Bukarester Himmel an, vom Goldschimmer der Sommermitage bis zum bedrückenden Dunkelrosa der Schneeabende im tiefsten Winter. Ich merkte nicht, wann es völlig finster wurde. Mutter fand mich im finsternen Zimmer, wenn die aufgeschlagenen Seiten mit den Buchstaben darauf praktisch einfarbig waren, und ich nicht mehr las, sondern davon träumte, dass ich in der Geschichte voranschritt und sie dabei den Gesetzen des Traums gemäß abwandelte. Dann kam ich zu mir, streckte mich, erhob mich aus dem Bett – tagsüber hatte ich es nur getan, um zum Klo zu gehen – und trat stets wieder ans große Fenster meines Zimmers, von dem aus man, hingestreckt unter phantastischen Wolken, ganz Bukarest sehen konnte. Tausende Lichter waren in all den weithin verstreuten Häusern eingeschaltet, in den benachbarten Villen konnte ich Leute sehen, die sich wie träge Fische im Aquarium bewegten, und viel weiter weg gingen bunte Neonreklamen an und aus. Was mich jedoch faszinierte, war der gewaltige Himmel über uns, eine höhere Kuppel, überwältigender als jedwede Kathedrale. Auch die Wolken vermochten es nicht, bis in ihre Spitze hochzusteigen. Ich legte die Stirn an die kalte elastische Fensterscheibe und verharrte so, ein Heranwachsender in einem in den Achselhöhlen zerrissenen Schlafanzug, bis Mutter mich zu Tisch rief. Dann kehrte ich zurück in die Höhle meiner Einsamkeit, tief unter die Erde, um bei eingeschaltetem Licht und in einem anderen, identischen Zimmer, das sich im Fensterspiegel weitete, zu lesen, bis mich die Müdigkeit überwältigte.

Tagsüber ging ich hinaus und spazierte in einem Sommer herum, der nicht mehr enden wollte. Zuerst suchte ich die zwei, drei Freun-

de auf, die ich niemals zu Hause antraf. Ich streifte durch unbekannte Straßen, fand mich in Stadtvierteln wieder, von denen ich nicht einmal wusste, dass es sie gab, verirrte mich zwischen Häusern, die aussahen, als wären sie Bunker auf einem fremden Planeten. Alte rosa Kaufmannshäuser mit Fassaden, überladen von Stuckengeln, die nun gottserbärmlich abgeschlagen waren. Niemals war da jemand auf den vom Gewölbe der alten Platanen eingefassten Straßen anzutreffen. Ich betrat die alten Häuser, ging durch die Zimmer voll kitschiger Möbel, stieg auf bizarren Außentreppen hoch zur nächsten Etage und entdeckte weiträumige leere Säle, in denen meine Schritte ungehörig laut klangen. Ich stieg in elektrisch beleuchtete Keller hinab, öffnete faulige Holztüren und gelangte in nach Erde riechende Gänge mit dünnen Gasrohren an den Wänden. An diesen Rohren klebten in einem ekligem Schaum langsam pulsierende Koleopteren-Puppen, mithin bildeten sich unter der festen Hülle die Flügel aus. Aus den Kellern anderer Häuser trat ich wieder ans Tageslicht, ich stieg andere Treppen hoch, betrat andere leere Räume. Manchmal landete ich in Häusern, die mir sehr vertraut waren, ich hatte mal in jenen Stuben gewohnt, hatte in deren Betten geschlafen. Wie ein von Nomaden geraubtes und nach Jahren der Entfremdung wiedergefundenes Kind ging ich schnurstracks auf die Servierkommoden zu, in denen ich das Fünfzig-Lei-Stück aus Silber wiederfand, das sie mir bei meinem ersten Bad in den Badezuber gelegt hatten, nunmehr so eingeschwärzt, dass man die Gesichtszüge des Königs auf der Kopfseite nicht mehr erkennen konnte, den Beutel mit der Haarlocke, die mir im Alter von einem Jahr abgeschnitten worden war, als ich auf dem kleinen Metalltablett mir angeblich den Bleistift ausgewählt hatte, oder meine armen Milchzähnen, die komplette Garnitur, über die ich hier schon geschrieben habe. Immerzu herumstreunend, den ganzen Sommer 75, Tag für Tag durch die Straßen und Häuser der glühenden Stadt, lernte ich sie bestens kennen, wurden mir all ihre Geheimnisse und Schandbarkeiten vertraut, ihre Größe ebenso wie ihre Einfalt. Bukarest, das begriff ich damals im Alter von neunzehn Jahren, als ich schon alles gelesen hatte,

war nicht so wie andere Städte, die sich im Laufe der Zeit entwickelten, indem sie großflächig Hütten und Schuppen niedergerissen und die von Pferden gezogenen Bahnen durch elektrische Straßenbahnen ersetzt hatten. Es war mit einem Mal und zugleich auch schon als Ruine da gewesen, zerbröselte, der Putz herabgefallen, die Nasen der Stuck-Gorgonen abgebrochen, die elektrischen Leitungen in melancholischen Bündeln über den Straßen hängend, mit einer fabelhaft variantenreichen Industrie-Architektur. Man hatte von vorneherein den Entwurf einer humaneren und aufregenderen Stadt gewünscht als etwa ein Brasilia aus Beton und Glas. Schmale Gassen waren von seinen genialen Architekten entworfen worden, offene Abwasserkanäle, seitwärts weggesackte, von Unkraut überwucherte Villen, Häuser, deren Fassaden komplett weggekippt sind, unbrauchbare Schulen und Kaufhäuser mit sieben schiefen und spektral angeordneten Stockwerken. Auch war Bukarest insbesondere als großes Freilichtmuseum angelegt worden, als ein Museum der Melancholie und des Niedergangs aller Dinge.

Es war die Stadt, die ich von meinem Fenster in der Ștefan cel Mare aus sah, und die ich, wenn ich es denn geschafft hätte, Schriftsteller zu werden, endlos beschrieben hätte, von einer Seite auf die nächste und von einem Buch ins nächste, menschenleer, aber voll von mir selbst, wie ein Netz von Gängen in der Epidermis irgendeines Gottes, in dem eine einzige, mikroskopisch kleine und durchscheinende Milbe mit Haarfädchen an ihren widerwärtigen Stümpfen haust.

Im Herbst zogen sie mich zur Armee ein, und neun Monate lang trieben sie mir all meine Gedichte und literarischen Flausen aus dem Kopf. Ich kann die modernisierte automatische Kalaschnikow auseinandernehmen und wieder zusammenbauen. Ich verstehe mich darauf, das Richtkorn mit dem Rauch eines brennenden Zahnbürstenstiels einzuräuchern, damit es auf dem Schießstand nicht in der Sonne glänzt. Ich habe winters bei zwanzig Grad Minus einzeln zwanzig Patronen ins Magazin gepackt, bevor ich zum Wachdienst angetreten bin, um in Frost und Ödnis einen entlegenen Winkel der Militäreinheit

von drei bis sechs Uhr früh zu bewachen. Ich bin mit aufgezogener Gasmasken und dem Dreißig-Kilo-Rucksack auf dem Rücken einen Kilometer durch den Dreck gekrochen. Ich habe Stechmücken ein- und ausgeatmet, fünf bis sechs pro Kubikzentimeter Atemluft im Schlafraum. Ich habe Klos und Fußböden mit der Zahnbürste geschrubbt. Ich habe mir die Zähne an den Kriegskekse zerbrochen und aus meinem Napf Kartoffeln mitsamt Schale gegessen. Ich habe die Baumstämme in der Kaserne geweißelt. Habe mich mit einem Kameraden um eine Fischkonserve geprügelt. Ein anderer Kamerad war kurz davor, sein Bajonett in mich zu rammen. Neun Monate lang habe ich kein Buch, ja eigentlich keinen Buchstaben gelesen. Ich habe keinen Brief geschrieben und keinen bekommen. Nur Mutter hat mich alle zwei Wochen mal besucht und mir stets ein Essenspaket mitgebracht. Das Militär hat mich nicht männlicher werden lassen, es hat meine Introvertiertheit und Vereinsamung verzehnfacht. Ich wundere mich auch heute noch, dass ich es überlebt habe.

Das Erste, was ich nach meiner »Befreiung« im Sommer danach getan habe, war, eine Badewanne mit heißem Wasser anzufüllen, blau wie ein wertvoller Stein. Ich ließ das Wasser über die Sicherheitsrosette hinaus und bis an den Rand der Porzellanwanne ansteigen, sich auch leicht darüber hinweg wölben. Nackt stieg ich ins Wasser, das sich über den Fußboden des Baderaums ergoss. Es bekümmerte mich rein gar nichts, ich musste mich der Dreckschicht von neun Monaten Militärdienst entledigen, der einzig toten Zeit – wie ein toter Knochen – meines Lebens. Ich tauchte vollständig ein in die gesegnete Substanz, klemmte mir die Nüstern mit den Fingern zu und versenkte den Kopf tief in die Wanne, bis ich mit der Stirn den Fayenceboden erreichte. Ich blieb auf dem Wannenboden liegen, ein schmaler junger Mann, mit pathetisch unter der Haut hervortretenden Rippenknochen, der aus weit aufgerissenen Augen die kilometerweit über ihm stattfindenden Lichtspiele auf der Wasseroberfläche betrachtet. Ich verbrachte ganze Stunden in dieser Haltung, ohne das Bedürfnis zu atmen, bis sich eine dunkle Haut von mir abzulösen und geschmeidige Falten zu werfen

begann. Ich habe sie auch heute noch, sie hängt über einem Bügel im Schrank. Sie wirkt, als wäre sie aus dünnem Kautschuk, und in ihrer Textur kann man ganz deutlich meine Gesichtszüge erkennen, meine Brustwarzen, mein im Wasser runzlig gewordenes Geschlecht, ja sogar die Abdrücke meiner Fingerkuppen. Es ist eine Dreckshaut, agglutiniertes Dreck, verhärtet, grau wie die Knetmasse, in die man alle Farben hineingemengt hat: der Dreck der neun Monate beim Militär, die mich beinahe umgebracht haben.

4

Im Sommer, der auf die Armeezeit folgte, und den ich mir, während der nächtlichen Schießübungen in den Unterständen kauend, als Paradies einer unendlichen Freiheit vorgestellt hatte, ebenso wie das Zivilleben mit seiner mystisch-sexuellen Aura, das sich jedoch als genau so einsam und öde wie die vorangegangenen Sommer erwies – niemand geht ans Telefon und hebt ab, keiner zu Hause, tagelang niemand, mit dem man einen Satz wechseln könnte (außer meinen gespenstergleichen Eltern) –, schrieb ich mein erstes wirkliches Gedicht, das auch meine einzige, jemals herangereifte literarische Frucht bleiben sollte. Seit damals sollte ich für immer wissen, was Hölderlins Verse: »Nur einen Sommer gönnt, ihr Gewaltigen!/ Und einen Herbst zu reifem Gesange mir ...« einem mitzuteilen vermögen. Auch ich habe 1976 ein paar Monate, während ich *Der Niedergang* geschrieben habe, wie die Götter gelebt, und danach hat mein Leben, das sich mit größter Natürlichkeit zur Literatur hin hätte öffnen müssen, mit der Konsequenz, mit der man eine Tür öffnet, um in der verbotenen Kammer schließlich die tiefste Wahrheit über sich selbst zu erfahren, ganz plötzlich eine andere Wendung genommen, beinahe grotesk, wie man eine Weiche an einer Bahnstrecke umlegt. Ich wurde von Hölderlin zu Scardanelli, dreißig Jahre lang eingeschlossen in einem Turm oberhalb der Jahreszeiten.

Der Niedergang war kein Gedicht, sondern das Gedicht. Es war »jener einzige Gegenstand, durch den sich das Nichts selbst ehrt«. Das ultimative Produkt von zehn Jahren literarischer Lektüre. Zehn Jahre lang hatte ich zu atmen vergessen, zu husten, mich zu erbrechen, zu niesen, zu ejakulieren, zu sehen, zu hören, zu lieben, zu lachen, weiße Zellen zu produzieren, mich mit Antikörpern zu schützen, ich hatte vergessen, dass mein Haar wachsen und meine Zunge mit ihren Papillen Speisen schmecken musste. Ich hatte vergessen, an mein Schicksal hier auf Erden zu denken und mir eine Frau zu suchen. Ins Bett geworfen wie eine etruskische Statue auf ihrem Sarkophag, die Leintücher mit meinem Schweiß vergilbend, las ich bis an die Grenze zum Erblinden und zur Schizophrenie. In meinem Kopf gab es keinen Platz mehr für blaue Himmel, die sich im Frühling in den Pfützen spiegelten, auch nicht für die feine Melancholie der Schneeflocken, die an einem Gebäudewinkel in antikisierendem Rauhputz haften bleiben. Wenn ich den Mund aufmachte, sprach ich in Zitaten meiner bevorzugten Autoren. Wenn ich in dem sich rötlich kaffeebraun eindunkelnden Zimmer der Abenddämmerungen in der Ștefan cel Mare die Augen von den Buchseiten erhob, sah ich ganz deutlich die buchstabenätowierten Wände: Es waren Gedichte auf der Zimmerdecke, auf dem Spiegel, auf den durchscheinenden Blättern der Pelargonien, die in ihren Blumentöpfen dahinvegetierten. Ich hatte mir Verse auf die Fingernägel und auf die Handflächen geschrieben, mit Tinte auf den Schlafanzug und aufs Leintuch Gedichte geschrieben. Verängstigt ging ich zum Toilettenspiegel, wo ich mich ganz sehen konnte: Ich hatte mir mit der Nadel ins Weiße des Auges Gedichte geschrieben und Gedichte auf der Stirn stehen. Meine Haut war ganz kleinteilig tätowiert, manisch, in einer Handschrift, die ich nachvollziehen konnte. Ich war blau vom Kopf bis zu den Füßen, und ich stank so nach Tinte, wie andere nach Tabak stanken. *Der Niedergang* musste ein Schwamm sein und alle Tinte dieser einsamen Molluske aufsaugen, die ich war.

Mein Gedicht bestand aus sieben Teilen, welche die sieben Lebens-etappen repräsentierten, sieben Farben, sieben Metalle, sieben Plane-

ten, sieben Chakren und sieben abfallende Stufen vom Paradies in die Hölle. Es musste eine kolossale, eine versteinernde Kaskade zwischen Eschatologischem und Skatologischem, eine metaphysische Treppe abgeben, auf der ich Dämonen und Heilige, Gaffer und Sterndeuter, Sterne und Kröten, Geometrie und Kakophonie mit der unpersönlichen Strenge des Biologen platzierte, der den Stamm und die Verzweigungen der tierischen Gattung skizziert. Es war auch eine riesige Collage, denn in meinem Kopf gab es ein Puzzle an Zitaten, auch eine überschlagene Summe alles dessen, was man wissen konnte, ein Amalgam aus Patristik und Quantenphysik, Genetik und Topologie. Es war schließlich das einzige Gedicht, das das Universum als nutzlos erscheinen ließ, es ins Museum schickte, ebenso wie die elektrische Lokomotive die Dampflokomotive dorthin verwiesen hatte. Es bedurfte keiner Realität mehr, keiner Elemente oder Galaxien. Es gab den *Niedergang*, worin das Ganze in einer ewigen Flamme loderte und prasselte.

Diese Dichtung umfasste dreißig handgeschriebene Seiten, selbstverständlich schrieb ich damals alles auf diese Weise, denn mein Traum, eine Schreibmaschine zu besitzen, war nicht umzusetzen, und ich las die Seiten Tag für Tag, besser gesagt, ich tastete sie ab, überprüfte und staubte sie jeden Tag einmal ab, als handelte es sich dabei um eine seltsame Maschinerie aus einer anderen Welt, wer weiß, wie – durch den Spiegel – in unsere Welt gelangt. Ich besitze sie noch immer, auf den Originalblättern, auf die ich sie in jenem Sommer, in dem ich mein zwanzigstes Lebensjahr vollendete, geschrieben hatte, ohne jemals einen Buchstaben zu streichen. Sie sieht wie eine uralte Schrift aus, die in einem großen Museum unter einer Glasglocke und bei vorschriftsmäßigen Temperatur- und Luftfeuchtheitswerten verwahrt wird. Auch diese Dichtung zählt zu den Artefakten, mit denen ich mich umgeben habe, und in deren Mitte ich mich wie ein Gott mit vielen Armen inmitten eines Mandalas fühle: die Milchzähne, die Schnur aus dem Nabel, meine blassen Zöpfe, die Schwarz-Weiß-Bilder aus der Kindheit. Meine Augen aus der Kindheit, meine Rippen als Heranwachsender, später meine Frauen. Der traurige Irrsinn meines Lebens.

Im Herbst, ein heller Herbst, wie ich mich an keinen anderen erinnern kann, ging ich zum ersten Mal zur Universität. Im 88er Oberleitungsbus, während wir die Kosmodemjanskaja überquerten und auf die Batiștei zuhielten, sprudelte ich vor Glück wie Champagner: Ich war Student, was ich mir kaum je zu erträumen gewagt hatte, Philologie-Student! Von nun an würde ich jeden Tag das Zentrum von Bukarest sehen, das mir damals als die schönste Stadt der Welt vorkam. Fortan würde ich in der Herrlichkeit dieser Stadt leben, die sich pfauengleich aufplusterte mit dem Intercontinental, dem Nationaltheater, der Universität und dem »Ion Mincu«-Institut, dem Cantacuzino-Krankenhaus und den ihm folgenden vier vormundschaftlichen Statuen, wie hypnotische Augen mit wechselnden Wassern. Marienfäden funkelten in der Luft, junge Mädchen beeilten sich zu ihren Fakultäten, die Welt war neu und heiß, soeben aus dem Backofen hervorgeholt, und all dies gab es nur für mich! Das Fakultätsgebäude schien mir zu unmenschlichen Proportionen aufgetürmt: Die Marmorhalle kam mir wie eine Basilika vor, leer und kalt. Die weißen Steinplatten auf dem Schachbrett des Fußbodens waren abgenutzter als die schwarzen. Tausende Schritte hatten Vertiefungen in ihre wie Achat süßen Flächen getreten. Der Bibliothekssaal war ein mit Büchern vollgestopfter Schiffsbau. Ich aber hatte sie schon alle gelesen, absolut alle, eigentlich hatte ich schon alle jemals geschriebenen Buchstaben gelesen. Und doch überraschte mich die Höhe jenes Saales: zwanzig Stockwerke tapetisiert mit nummerierten Eichenregalen, die mit schmalen Leitern verbunden waren, auf denen Bibliothekarinnen mit Bücherstapeln auf den Armen auf und ab stiegen. Ihr Chef, ein unsympathischer, bärtiger junger Mann, stand zu jeder Uhrzeit wie ein Automat an seinem Pult und nahm die Bestellscheine der Studenten entgegen, die im vorderen Teil des Saales in der Schlange standen, und sortierte sie. An den Wänden lagen, wie in einem anderen Schloss, weitere Bücherstapel aufgereiht, die sortiert werden mussten und immerzu polternd umkippten, so dass die an den Tischen Sitzenden aufschrakten.

Weil dies später mal in dieser Schrift, die Gott sei Dank kein Buch

ist, lesbar oder auch nicht, von Bedeutung sein wird, möchte ich hier ein Detail einstreuen, und zwar, dass mir, als ich zum ersten Mal in den Bibliothekssaal trat – wo ich mir übrigens während meiner Studienzeit nicht arg viele Flöhe geholt habe, denn ich war nicht gewohnt, am Tisch sitzend zu lesen, sondern nur im Bett (ein Möbelstück, das mit dem Buch selbst wesentlicher Bestandteil meiner Lektüreausstattung war) –, plötzlich etwas einfiel, das ich nicht mehr loswerden konnte. In der Mitte des Saals befanden sich die Zettelkästen, massive Schränke aus dem vorigen Jahrhundert, voller Schubfächer mit handschriftlich in veralteter Schönschrift geschriebenen Karteikarten. Vor einem dieser Schränke kniete ich nieder, denn der Buchstabe V befand sich ganz unten, in der ersten Regalreihe über dem Fußboden, und wie Barten im Maul eines Wals schlug ich die Hunderte vergilbten, mit der Schreibmaschine geschriebenen Karteikarten mit dem Namen, dem Autor und anderen Angaben zum Buch um, immer mehr und immer nutzlosere Bücher, die auf dieser Welt geschrieben worden waren. Ganz hinten in dem Schubfach fand ich den Namen, den ich suchte: Voynich. Ich hatte nie gewusst, wie man ihn richtig schreibt, aber sieh an, hier gab es ihn.

Dieser Name hatte mir seit der sechsten Klasse in den Ohren geklungen, als ich zum ersten Mal beim Lesen eines Buches in lautes Schluchzen ausgebrochen war. Mutter hörte dies und eilte in ihrem lumpigen, nach Ciorbă riechenden Hauskittel herbei in mein Zimmer. Sie versuchte, mich zu beruhigen, zu trösten, glaubte, ich hätte Magenweh oder Zahnschmerzen. Schwerlich nur begriff sie, dass ich wegen des zerfledderten, auf den Teppich geschleuderten Buches weinte, eines Buches ohne Einband, dem auch vom Anfang her noch gut fünfzig Seiten fehlten. Viele der Bücher bei uns zu Hause waren so: auch das über Thomas Alva Edison und jenes über die Polynesier, auch *Vom Nordpol zum Südpol*. Vollständig und niemals gelesen waren allein (auch jetzt noch habe ich sie vor Augen) *Schlacht unterwegs* von Galina Nikolajewa und *Wie der Stahl gehärtet wurde* von N. Ostrowski. Zwischen den Schluchzern meines durch Tröstungen nicht zu mildernden Wei-

nens erzählte ich Mutter etwas von einem Revolutionär, einem Monsignore und einem Mädchen, einer äußerst vertrackten Geschichte, die ich nicht recht begreifen konnte (zumal ich sie erst ab der Mitte hatte lesen können), die mich jedoch zutiefst beeindruckt hatte. Ich wusste nicht, wie das Buch hieß, und um die Autoren kümmerte ich mich damals ohnehin nicht. Am Abend, als Vater nach Hause kam und wie gewöhnlich seine Tasche auf dem Tisch liegen ließ (ich entnahm ihr stets die *Sportul* und die *Scânteia*, um die Sportartikel darin zu lesen), traf er mich mit rot verweinten Augen an, immer noch dachte ich an die Szene, in der der junge Revolutionär erfährt, dass sein Vater tatsächlich der verhasste Monsignore ist! »Was ist das für ein Buch, Liebling?«, fragte ihn Mutter bei Tisch, und Vater, nur noch in Unterhemd und Unterhosen, wie er stets zu Hause herumlief, sagte mit vollem Mund etwas, das nach »wohnlich« klang, worauf er »Die Rinderbremse« hinzufügte. Ja, der Junge war dort in Italien tatsächlich unter dem Namen »Rinderbremse« bekannt, ich aber wusste damals nicht einmal, was dieser Name zu bedeuten hatte. »So eine große graue Stechfliege mit Glotzaugen«, klärte Mutter mich auf. Niemals sollte ich jenen Abend vergessen, an dem ich vier Stunden am Stück wegen eines Buches, das ich eben las, geweint habe, ebenso war es mir zu keiner Zeit möglich gewesen, mehr über dieses Buch und seinen Autor in Erfahrung zu bringen. Eine erste Überraschung bestand darin, dass der Autor eigentlich eine Autorin war, nun konnte ich ihren Namen auf der Karteikarte lesen, Ethel Lilian Voynich, und daneben das Erscheinungsjahr der *Bremse (The Gadfly)*: 1909. Ich verspürte einen kleinen Triumph, schließlich hatte ich eine beinahe zehn Jahre zurückliegende Geschichte aufgeklärt, tatsächlich aber hätte sich mein Frust verschärfen müssen. Damals wusste ich noch nicht, dass sich mit dem Namen, den ich im Karteikasten gesucht hatte – und für den mein damaliges Weinen eine Art merkwürdiger Vorahnung abgab –, zwei der wichtigeren Richtungen meiner Suchen verbinden sollten, denn das Unglück, kein Schriftsteller geworden zu sein, eröffnete mir auf paradoxe Weise, und ich hoffe, dies ist keine weitere Illusion, den Weg hin zum wahren Sinn meines

Lebens. Ich habe keine fiktionale Literatur geschrieben, aber dies hat mich befreit, und zwar auf meine tatsächliche Berufung hin: in der Wirklichkeit zu recherchieren, in der Realität der Verstandeskräfte, des Traums, der Erinnerung, der Halluzinationen und in jeder anderen Realität. Wiewohl sie Angst und Schrecken verbreitet, befriedigt mich meine Suche voll und ganz, ebenso, wie es die eher verachteten oder nicht anerkannten Künste tun, die Flohdressur und die Zauberei.

Wie besessen stürzte ich mich in mein neues Leben. Ich hörte alte Literatur bei untauglichen Professoren und studierte Mönche und Novizen, die drei Zeilen in Altslawisch niedergeschrieben hatten, und selbst dies war im Gefolge fremder Kanonisierungen geschehen, denn man hatte die geschichtlichen Leerstellen einer Kultur zu rechtfertigen, die erst ziemlich spät zum Leben erwacht war. Aber was kümmerte es mich? Ich war Philologie-Student, wie ich es mir früher kaum zu erträumen gewagt hatte. Meine erste Seminararbeit über die versifizierten Psalmen war beinahe hundert Seiten lang. Sie war monströs, ging fast alles durch, was an Bibliographie vorhanden war, von Clément Marot bis zu Kochanowski, zu Verlaines Psalmen und jenen von Arghezi. Alle Gedichte, die ich in meiner Arbeit zitierte, hatte ich selbst in ihrer originalen Prosodie übersetzt ...

Aber wie allein und chancenlos ich doch war! Ich verließ den Fachbereich gegen Abend, wenn der vom tagsüber niedergegangenen Regen feuchte Asphalt die Leuchtreklamen auf den Boulevards spiegelte. Oftmals nahm ich den Oberleitungsbus nicht mehr, sondern ging unter den Zwischenkriegsblocks des Magheru-Boulevards, an der Scala-Buchhandlung und dem Patria-Kino vorbei zu Fuß bis nach Hause, und dann, wenn der Abend sich mit einer Petrolnote eingilbte, strich ich durch die kleinen Gassen voller scharlachroter und dunkelblauer, dann pechschwarzer Häuser auf der Domnița Ruxandra und Ghiocci, wobei ich mich wieder und wieder darüber wunderte, dass ich in jedes Haus gehen konnte, in jedes der altherwürdigen, gerade mal von einem Kerzenstummel beleuchteten Zimmer, in die Stuben des oberen Stockwerks, mit Pianino, auf die kalten Flure mit Pflanzentöpfen, in

denen eingestaubte Oleander im Halbschatten vertrockneten. Außen schon rätselhaft mit ihrer Kohorte an Stuckfigurinen, waren diese uralten Häuser innen noch um einiges rätselhafter. Leer und verschwiegen, ohne ein Krümelchen Staub auf den mit Makramee überladenen Tischen, wirkten sie, als wären sie urplötzlich aufgrund einer schrecklichen Panik verlassen worden. Ihre Bewohner hatten nichts mitgenommen, wie bei einem verheerenden Erdbeben. Sie schätzten sich glücklich, ihre Seele im Leib gerettet zu haben.

Zu Hause erwarteten mich die Eltern, und dies war mein ganzes Leben. Ich ließ sie allein vor dem Fernseher sitzen und ging in mein Zimmer, das auf die Ștefan cel Mare hinausging. Ich kauerte mich aufs Bett und wünschte mir derart intensiv, zu sterben, dass ich spüren konnte, wie einige meiner Wirbel dem zustimmten. Dann wurde mein Bett zu einer archäologischen Ausgrabungsstätte, an der, gelb und porös, in der ganz und gar unmöglichen Stellung eines zerquetschten Wesens die Knochen eines verschwundenen Tieres lagen.

5

Mein *Niedergang*, die erste und einzige Karte meines Verstandes, fiel auf den 24. Oktober 1977 beim Mond-Literaturkreis, der damals im Untergeschoss der philologischen Fakultät stattfand. Dieses Trauma habe ich niemals überwinden können. Auch heute noch erinnere ich mich mit der Klarheit einer *Laterna Magica* an alles, ebenso wie ein Gefolterter sich auch nach vielen Jahren noch daran erinnert, wie man ihm bei lebendigem Leib Fingernägel und Zähne herausgerissen hat, und dabei schreiend und klatschnass verschwitzt aus dem Schlaf hochfährt. Es war eine Katastrophe, aber nicht so, als stürzte ein Haus ein oder als ereignete sich ein Autounfall, sondern es wurde eine Münze hochgeschleudert zur Zimmerdecke und sie landete auf der falschen Seite. Das zu kurze Streichholz, das über dein Schicksal auf dem Floß der Me-

dusa entscheidet. In jedem Augenblick unseres Lebens treffen wir eine Wahl, werden wir von einem Windhauch eher auf den einen Pfad denn auf den anderen geweht. Später dann verfestigt sich unsere tatsächliche Lebenslinie, sie fossilisiert und erhält Kohärenz, auch eine gewisse Schlichtheit des Schicksals, während unsere möglichen Leben, die sich jeden Augenblick von jenem siegreichen hätten absetzen können, gepunktete, mithin gespenstische Linien bleiben: Kreode, Differenzen in den Quantenphasen, durchscheinend und faszinierend wie im Gewächshaus gezogene Blütenstiele. Ich blinzele nun, und mein Leben verzweigt sich, denn ich hätte auch nicht blinzeln können, und dann wäre ich ein anderer gewesen, immer ferner dem, der geblinzelt hat, genauso wie die Straßen, die strahlenförmig von einem kleinen Platz ausgehen. Am Ende werde ich wie ein Kokon eingewickelt sein in die durchscheinenden Fäden von Milliarden virtuellen Leben, Billionen Wegen, die ich hätte einschlagen können, wenn ich unendlich oft den Winkel meines Voranschreitens verändert hätte. Wir werden uns nach dem Abenteuer unseres Lebens wiederbegegnen, meine Milliarden möglicher Ichs, die wahrscheinlichen, zufälligen und notwendigen, nunmehr am Ende ihrer Geschichten angekommen, werden uns vom Gelingen und vom Scheitern erzählen, die Abenteuer und die Langweile, den Triumph und die Scham. Und keines wird irgendeinem anderen dieser Ichs überlegen sein, denn jedes dieser anderen umgibt eine um keinen Deut weniger konkrete Welt als die von mir »Realität« genannte. All die unbeendeten Welten, die von den Optionen und Unfällen meines Lebens generiert wurden, sind gleichermaßen konkret und wahr. Meine Milliarden Brüder, mit denen ich dann zum Schluss in der Hypersphäre aller zusammengetragenen Geschichten, die mein Ballett in der Zeit auf den Weg gebracht hat, sprechen werde, sind reich und arm, sie sterben früh oder im hohen Alter (manch einer stirbt überhaupt nicht), sind mittelmäßig, genial oder gescheitert, Clowns oder Bestattungsunternehmer. Wenn mir von vorneherein nichts Menschliches fremd ist, ergreife ich schließlich durch meine real-virtuellen Geschwister sämtliche Möglichkeiten und erfülle alles in

den Gelenken meines Körpers wie meines Geistes virtuell Verfügbare. Manche von ihnen werden so verschieden sein von mir selbst, dass sie die Geschlechtsgrenze überwinden werden, die Imperative der Ethik, die Gestalt des Körper-Musters, dabei unter- oder überhuman oder alternativ-human werden, und wieder andere werden sich von mir lediglich durch unmerkliche Details unterscheiden: ein einziges ACTH-Molekül, das sein strähniger Körper freigesetzt hat, während dein strähniger Körper keines freigesetzt hat, eine einzige zusätzliche K-Zelle in deinem Blut, ein fremdes Funkeln in seinen Augen ...

Ich weiß nicht, wie ich jetzt wäre, da ich hier, in diesem eingesponnenen Zimmer im schiffsförmigen Haus und in diesem Halbschatten schreibe, in dem bloß die Kanten der altherrwürdigen Fensterrahmen gelb glänzen, wenn mein Gedicht damals gut aufgenommen worden wäre, an jenem 24. Oktober 1977. Vielleicht hätte ich gleich hier in meinem Rücken ein Regal stehen, in dessen Vitrine meine Bücher aufgereiht stünden (daran zu denken, verursacht mir Übelkeit), mit meinem Namen auf den Rückenschildern und Titeln, die ich mir nicht vorstellen kann. In dreißig Jahren wäre Band an Band eine vollständige Studie meiner inneren Welt zusammengekommen, schließlich kann ich mir nicht vorstellen, dass ich jemals über etwas anderes geschrieben hätte. Vielleicht wäre ich, wie es in den Schriften heißt, ein Mann in geschmeidigen Kleidern geworden, vor dem die Leute auf den Märkten sich verneigen. Wenn wir uns nun begegneten, nach sieben Jahren, er, der beim Mond-Literaturkreis mit seinem *Niedergang* Erfolg hatte, und ich, dessen *Niedergang*, wiewohl Buchstabe für Buchstabe identisch mit seinem Text, auf Missachtung und Ablehnung stieß, könnte es sich bloß um irgendeine Begegnung der Lehrerschaft mit einem mittlerweile bekannten Autor an einem Methodik-Samstag handeln, im »Julia Hasdeu« oder im »Caragiale«. Wir, die Schar der Rumänischlehrer, angefressen wegen der lächerlich geringen Gehälter, der Tyrannei der Inspektoren, der ewig gleichen Lektionen mit den Kindern, die von Adlern zerfetzt sterben oder wenn irgendwelche Brücken in die Luft fliegen, von den Attributen und Komplementen und der Gliederung der

Sätze, würden ihn geduldig erwartet haben, während er im Büro des Direktors gemütlich seinen Kaffee getrunken und gescherzt hätte, wo zu unterwürfig gelacht worden wäre, dann wären alle, eine so statuarische wie würdevolle Gruppe, über den Flur mit den Schriftstellerporträts an den Wänden bis zum Festsaal geschritten, und die Kollegin zu meiner Rechten hätte sich zu der vor uns gebeugt und ihr ins Ohr geflüstert: Wie sympathisch er doch ist, meine Liebe ... Denn für sie sind alle Schriftsteller tot, und je toter die Toten sind, umso besser sind sie. Tatsächlich, der Schriftsteller im Präsidium hätte um einiges jünger ausgesehen als ich. Er hätte die Sicherheit besessen, die einem Prestige und Werk verleihen, zwar werden sie täglich von einem Chor von Verleumdern in der literarischen Welt infrage gestellt, bleiben bei alledem trotzdem unwidersprochen. Er hätte einfach gesprochen, denn komplex und subtil sprach seine Bücher. Hätte sich erlaubt, bescheiden und warmherzig zu sein angesichts dieser geringen Welt, über die er nichts wusste und auch nichts zu wissen wünschte. Schließlich hätte er dann signiert (Herrgott, signieren zu dürfen!), und ich hätte, sein Buch in Händen, in einer langen Schlange gestanden, den Gedanken im Kopf, es könnte mein Buch sein. Er hätte mich nach meinem Namen gefragt und mir einen winzigen Moment lang ins Auge geschaut. Er hätte sich nicht gewundert über unsere identischen Namen, alles wäre wie in Trance, wie im Traum gewesen – oder ist es jetzt, da ich dies schreibe. Er hätte meinen Namen geschrieben, dann etwas wie »mit den allerbesten Wünschen«, und anschließend mit dem gleichen Namen unterschrieben, der jedoch aufgrund der Gewöhnung ans häufige und hastige Signieren schon etwas aus der Form geraten war. Dann wäre er bei der Lehrerin aus der Schule Nr. 84 vorbeigegangen, die ihn glücklich wie einen Verlobten angestrahlt hätte. Ich hätte den Mantel angezogen und wäre durch den Schneeregen nach Hause gegangen, sein Buch in der Tasche bei den Klassenarbeiten der Siebtklässler. Ich hätte es in einem Rutsch durchgelesen, denn, man mag sagen, was man will, ich liebe die Literatur, ich liebe sie immer noch, es ist das Laster, von dem ich nicht lassen kann, und das mich vernichten wird.

An jenem Abend trug ich den schmutzig gelben Pullover um den Hals, den aus Mohair, den Mutter mir gestrickt hatte. Mein weißes Helanca-Hemd und dieser Pullover wirkten zusammen irgendwie herbeizitiert: Ich wusste, so musste ein Schriftsteller aussehen. Ein paar Jahre davor hatte ich *Frühstück bei Tiffany* gesehen, und der Autor im Film trug ein Helanca-Hemd mit Rollkragen. In dieser Art Uniform tippte er den ganzen Tag auf seiner Schreibmaschine, woraufhin die schönsten Mädchen, die außen auf der Feuerleiter bis zu ihm hochgestiegen waren, vor seinem Fenster auftauchten. Ich konnte nicht ahnen, welche Wesen sich vor meinem Panoramafenster im fünften Stock einfänden würden, von wo aus ich den Anblick der balkanisch dahingestreuten Stadt sah, alte Brandmauern, Fassaden, barocke Kapitelle, ertrunken in Vegetation. Ich war einundzwanzig Jahre alt, schmal wie ein Schatten, hatte einen Topfschnitt und einen prekären, rötlich schimmernden Schnauzbart, der linksseitig eine schütterere Stelle aufwies. Mein etwas dunkelhäutiges Gesicht mit den Ringen unter den Augen, das ganze Leben in den Augen zusammengeschossen, wirkte wie eine Kohlezeichnung. Aber ich hatte *Der Niedergang* geschrieben, die irrwitzige Spirale, in den ersten Gesängen breit wie ein Maelström, dann immer frenetischer, hysteroider, während sich das Göttliche allmählich in Obszönität verwandelte, die Geometrie in Unordnung und Chaos, die Engel in die Dämonen eines mittelalterlichen Bestiariums. Ich war zusammen mit etwa zehn, fünfzehn weiteren Studenten in den armseiligen Raum getreten, ein gewöhnlicher Klassenraum mit Tafel, Bänken und braun gestrichener Wandtäfelung. Zwischen diesen wie geräuchert wirkenden Wänden, an denen ein paar von Fliegen befleckte Porträts von Linguisten hingen, sollte sich der Rest meines Lebens entscheiden. Dies wusste ich, als die Literaturkreis-Sitzung begann, als der junge Professor und Kritiker, der über eine Autorität verfügte, die jede menschliche Autorität weit überstieg, mit orakelhafter Stimme und Urteilen, die niemals jemand infrage stellte, die beiden Gedichtlectüren ankündigte. Neben dem Kritiker stand eine Dame, die ich nicht kannte, sie war in Rosa gekleidet, wie eine jener mimetischen Nonnen,

die, in zurückhaltende Kelchblätter verwandelt, in den Blumenblüten lauern. Alle anderen waren Kommilitonen von mir, die meisten selber auch Dichter, die üblichen Mitglieder des Monats-Kreises. Es war ein junger Literaturkreis, erst ein Jahr zuvor gegründet, der seinen Namen von dem riesigen, vollkommen runden Mond erhalten hatte, der am ersten Kreis-Abend über der Universität schwebte und in jener Nacht ein Viertel des Himmels einzunehmen schien. Finster, und mit bloß zwei oder drei beleuchteten Fenstern, ächzte das Universitätsgebäude unter diesem Mond, der seine Kugellast mit unwägbarem Gewicht auf die Gebäudemitte fallen ließ.

Als Erster las ein Typ mit einem Schnauzbart, den ich bis dahin noch nicht gesehen hatte. Seine Gedichtsammlung trug den Titel *Technologie des Herbstes*: konzentrierte, bizarre Gedichte, mit etwas Unerwartetem in jedem von ihnen. Dann kam ich. Meine Blätter, etwa dreißig, waren von Hand geschrieben. Ich trug sie hintereinanderweg eines nach dem anderen mit unpersönlicher Stimme vor. Meine Lesung dauerte etwa eine Stunde, während der meine schmale Silhouette vermutlich gänzlich aus dem Raum verschwunden war. Ich hatte jedenfalls keinen Körper und auch keine mit Schriftzeichen bedeckten Blätter mehr in den Händen. Ich befand mich in meiner Dichtung, die an die Stelle der Welt getreten war. Ich kreiste in seiner Spirale in stets enger werdenden Krümmungen. Zerschrammt von der Rauheit von Reptilienhäuten und den Stacheln an den Schwanzspitzen der Skorpione, stürzte ich aus dem einen Vers in den nächsten. Für mich dauerte der Vortrag nur einen Augenblick, als hätten sich die ersten Verse:

Lyra aus Gold, schlage die Flügel
bis ich beende dies Singen
Der Pferdkopf verbirgt es tief dir
in innigem Schweigen
Lyra aus Gold, schlage die Flügel
bis ich beende dies Singen

in eine andere Dimension hineingedreht und an die letzten angeschmiegt, sich dabei angeglichen, und wären identisch, ja ununterscheidbar geworden:

wechselhafter Dreck
Dreck der Kisten
Dreck der Dreckshaufen
Dreck der Nebelwände
Dreck
Dreck

Das letzte Wort des Gedichts, mit Großbuchstaben geschrieben, war FINIS. Wie üblich gab es am Ende der Lesungen eine Pause, nach der die kritischen Kommentare folgten. In der Pause kam niemand in meine Nähe. Wahrscheinlich spürten alle den heiligen Horror einer fundamentalen Schrift. Meine Arme waren jedenfalls von Gänsehaut überzogen. Ich hatte mich im Zentrum meines Schädels befunden, hatte die lebendige, in Gold und Elfenbein gearbeitete Statue unter der Kuppel bleicher Knochen stehen gesehen, die sie vollständig ausfüllte, und war trotzdem mit dem Leben davongekommen. Alles, was ich jetzt noch wahrnahm, war das störende Jucken der Mohairwolle an meinem Hals. Meine Augäpfel fingen an vor Müdigkeit zu schielen. Die Konturen des Raumes und derer, die da in den Bänken saßen, begannen, in diesem schmutzigen Licht zu zerschmelzen, bis von allen nur noch goldglänzende Skelette übrig blieben, die gespenstisch durch die Luft schwebten. Ich atmete gleichmäßig, mit trockenen Lippen – den Ruhm. Eine Heiligsprechung sollte folgen: Ich, der anonyme Knabe mit dem Gesicht eines mit dem Seil geprügelten Klosterbruders, würde mit einem einzigen Sprung, für den andere ein Leben benötigten, zum allseits bewunderten Hoffnungsträger der Weltpoesie werden. Ich würde niemals mehr etwas anderes schreiben müssen. Würde der Autor des *Niedergangs* bleiben, der mit dem immerwährenden Thron aus buntem Marmor im Eden der Nachwelt. Gegen Ende der Pause

kam der große Kritiker und Mentor des Literaturkreises auf mich zu, um mich eine Sache zu fragen: »Wie heißt du eigentlich wirklich?« Er trug an jenem Abend einen tadellosen grauen Anzug und eine kaltblaue Krawatte. Noch war er keine vierzig Jahre alt. Niemand hatte jemals in diesem Alter so viel Autorität und Macht besessen, lasse ich das Jahrzehnt danach außer Betracht. Ich stand von meinem Stuhl auf und antwortete ihm, ich hieße ganz genau so, wie ich mich vorgestellt hatte. »Ach, ich hatte gedacht, es sei ein Pseudonym ...« Dann wandte er mir den Rücken zu und ging zum Zeichen, dass die Sitzung nun fortgesetzt würde, ans Katheder. An seine Seite setzte sich mit dem versteinerten Gesicht einer Kabuki-Schauspielerin die florale Dame.

Ich weiß nicht, ob es Akasha, das universelle Gedächtnis der Anthroposophen, worin jede Geste und jedes Wort aufgehoben werden, die je ein Mensch geäußert hat, und jede Abstufung von Grün, die jemals vom Facettenauge einer Heuschrecke gesehen wurde, tatsächlich gibt, aber aus meinem armseligen Gedächtnis, vom Unglück verkohlt und zerstückelt, ist von all dem, was ich an jenem Abend erlebt habe, überhaupt nichts verschwunden. Die gegossene Platte meines Lebens. Damals, in jener Stunde, als ich nicht einmal rücksichtslos abgeschlachtet wurde, nur so nebenbei, verächtlich und mit einem Lächeln auf den Lippen, fiel die Münze auf die falsche Seite, behielt ich das zu kurze Streichholz in der Hand, und meine Schriftstellerkarriere setzte sich möglicherweise in einer anderen der potentiellen Welten, von Ruhm und Glanz (aber auch von Konformismus, Falschheit, Selbstbetrug, Größenwahn und Enttäuschung) begleitet, fort – hier aber blieb sie lediglich ein niemals erfülltes Versprechen.

Seit sieben Jahren schon vergifte ich mir die Nächte in der masochistischen Anstrengung, mich an die Grimassen, die Töne und die Luftströme in jenem Raum im Kellergeschoss zu erinnern, der zur Gruft all meiner Hoffnungen geworden war. Jemand spielte, indem er einen Kugelschreiber zwischen den Fingern kreisen ließ. Jemand hatte sich zu einem hinter ihm sitzenden Mädchen umgewandt und ihm beredt zugelächelt. Jemand hatte eine Art Mokassins aus Wild-

leder an. Der Mohair-Kragen verursachte mir Juckreiz, meine Wangen glühten.

Über mein Gedicht wurde wie über ein Produkt literarischer Pathologie gesprochen. Wie über ein loses Durcheinander unverdauter kultureller Bruchstücke. Wie über ein Pastiche nach ... (hier wurden etwa zwanzig Namen aufgezählt). Der Erste, der gelesen hatte, war ein wirklicher Dichter, ich war eine Bizarrerie. »Dem Kabinett der Irrtümer unserer Gegenwartsdichtung fügt sich nun ein wertvolles Artefakt hinzu.« Und die berüchtigte Urteilsformel von Arghezi: »die Tausend anstreben und es gerade mal bis zur Sechs schaffen«. Während sich die Redner produzierten, gerieten meine Verwunderung und meine Schande außer sich und überschritten sämtliche Grenzen. Das war alles nicht möglich, ich konnte doch nicht in eine Zusammenkunft von Blinden geraten sein. Ich klammerte mich an jeden positiven Beiklang, versuchte, die Ironie nicht zu verstehen und die mit unbekümmerter Schärfe hingeworfenen Urteile zu überhören. Gewiss, diese Situation wird kippen. Die ersten Redner hatten sich getäuscht, das war der unverständige Pöbel. Jedesmal, wenn ein Neuer das Wort ergriff, konzentrierte ich mich auf ihn in der Illusion, ihn veranlassen zu können, das auszusprechen, was ich zu hören wünschte, so wie man bei einem riskanten Überholmanöver sich mit dem ganzen Körper auf das Lenkrad stützt. Diesmal wird es gut laufen, ab nun werden sich die Dinge ändern, sagte ich mir, aber der junge Kommentierende, einer meiner Kommilitonen aus der gleichen Fakultät, erwies sich als ebenso unabhängig und unbeeinflussbar und grausam wie ein Chirurg, der die Trepanationssäge in Händen hält. Denn sie unternahmen genau dies: eine Vivisektion an meinem gemarterten Körper. Rissen mir auf der obersten Plattform des Tempels das Herz aus dem lebendigen Leib. Amputation ohne Anästhesie und ohne Hass, wie die Kinder den Fliegen die Beine ausreißen. Auch ich schrie unhörbar wie sie, und ebenso zwecklos. Wie bei der Feuerwehr, gongorisch, mit einem Eifer, der einer besseren Sache würdig gewesen wäre, ging meine Dichtung von Hand zu Hand, man zitierte daraus prosodische Unmöglichkeiten und

»offensichtliche« ästhetische Inkonsequenzen. Mitunter, getreu dem »Gesetz der großen Zahl«, wurde auch mal ein Ausdruck zitiert, der, »zieht man das Alter des Autors in Betracht, doch für die Zukunft noch etwas hoffen lassen sollte«. Je weiter der Abend fortschritt, umso weniger sprach man über den *Niedergang* und umso mehr über den anderen Dichter, über seine reifen und roh-graziösen, seine elliptischen und rätselhaften Gedichte. Bis zum Ende des Abends hatte man mich völlig vergessen, ich saß in einer mitleidig verschatteten Ecke, wo sich meine Schandtät leichter verbergen ließ.

Ich schämte mich, schämte mich mehr als jemals sonst. Anfangs war ich verwundert und beleidigt, nun aber wollte ich nur noch verschwinden, überhaupt nicht mehr vorkommen, am besten, es hätte mich nie gegeben. Ich erhoffte mir nichts und verteidigte mich nicht mehr, meine Gedanken stritten nicht mehr mit ihren Gedanken. Ich war wie jene Maus, die man in einem Eimer Wasser schwimmen lässt, ohne jede Chance zu entkommen, und die sich zu Boden sinken lässt, wenn sie alle Hoffnung verloren hat. Und doch, so ausgebrannt ich aufgrund der Engstirnigkeit und Verachtung auch gewesen sein mochte, ein Krümelchen Hoffnung war mir noch verblieben: der große Kritiker. Nicht selten hatte er ganz allein und ohne irgendeinen Widerspruch zu dulden die Einschätzungen der Anwesenden auf den Kopf gestellt, und seine Worte standen in unvergänglichen Marmor gemeißelt da. Wie ein Medium konnte er nicht fehlgehen, denn in ihm wohnte der Daimon, und wenn er fehlging, folgten ihm alle und gaben ihre evident richtigen Urteile auf. Der Kritiker, der immer als Letzter und absolut einprägsam sprach, würde dem *Niedergang* wieder seine ursprünglich riesenhafte Gestalt zuerkennen, seine Abgründigkeit und seinen ökumenischen Geist. Die Kathedrale war in eine öffentliche Bedürfnisanstalt verwandelt worden, aber dank seiner dünnen, verspielten, relativierenden und doch auch äußerst kraftvollen Stimme konnte der Kritiker sie wieder mit Weihwasser besprengen. Von Fieber gepackt, den Kopf auf die Brust gesenkt, wartete ich nur noch auf die Abschlussrede dieses Abends, die nun tatsächlich auch alle anderen hier

im Raume Versammelten erwarteten. Und nach einer längeren Pause, die angezeigt hatte, dass niemand sonst hier noch etwas hinzufügen wollte, begann er zu sprechen.

Er fing mit mir an und beschrieb mein Gedicht als »einen willkürlichen Wortwirbel«. Durchaus interessant, in seiner Absicht sogar verstörend, aber offensichtlich in der konkreten Umsetzung gescheitert, »denn der Dichter hat kein Gespür für die Sprache, und auch nicht im Entferntesten das Talent, das man für solch eine Unternehmung bräuchte«. Eben der maßlose Anspruch war es, was das Poem lächerlich erscheinen ließ. »Erst muss man gehen lernen, dann erst kann man rennen. Der Dichter, der heute Abend gelesen hat, ist wie ein Kind, das Gehversuche unternimmt, dabei jedoch an einem Marathonlauf teilnehmen und diesen gewinnen will ...« Und in dem gleichen Register fuhr er fort, zitierte hier und da etwas, griff einiges auf, das vorher schon gesagt worden war, meistens zustimmend, um am Ende, bevor er sich der zweiten Lesung widmete, mit dem Daumen nach unten zu weisen und noch den Satz anzufügen. »Dieses Gedicht erinnert mich an die komischen Filme, in denen sich eine riesige Kanone mit allen Kräften aufplustert, um dann, wenn das Schießpulver explodiert, plopp, eine Kugel aus dem Rohr kullern und einen Schritt weit entfernt zu Boden fallen zu lassen ...«

Ich weiß nicht, wie er dann über den anderen Dichter gesprochen hat.

Das Manuskript des *Niedergangs* trägt auch heute noch die Fingerabdrücke all derer, die damals darüber gesprochen haben. In hunderten schlaflosen Nächten habe ich daraufhin das immerzu gleiche phantastische Szenario durchgekaut: Ich habe alle diejenigen verfolgt und bestraft, die sich über meine Dichtung lustig gemacht und damit mein Leben zerstört haben. Ganz besonders aber räche ich mich schon seit vielen Jahren an dem einzigen Wesen, das mir hilflos und gefesselt, ein lebendiges, aber einfaches anatomisches Präparat, für alle Zeiten überlassen worden ist: an mir selbst.

Ich bin nun also Lehrer für Rumänisch an der Allgemeinschule Nr. 86 in Bukarest. Ich wohne allein in einem alten Haus, dem »Haus in Schiffsform«, von dem ich schon geschrieben habe, und das sich in der Strada Maica Domnului in der Gegend des Tei-Sees befindet. Wie beinahe alle Lehrer meines Faches träumte ich eine Zeit lang davon, Schriftsteller zu werden. Ebenso wie in dem Geiger, der an Restaurantischen spielt, immer noch verkümmert und degeneriert ein Jefimow fortlebt, der sich irgendwann für einen großen Virtuosen gehalten hatte. Warum ist dies nicht geschehen, warum verfügte ich nicht über genügend Selbstvertrauen, um mit überlegenem Lächeln über den Literaturkreis-Abend hinwegzugehen, warum fehlte mir die schier manische Überzeugung, gegen alle im Recht zu sein, wenn doch der Mythos des unverstandenen Schriftstellers so stark ist – selbst mit der ihm anhaftenden Dosis an Kitsch –, warum habe ich nicht machtvoller an meine Dichtung geglaubt als an die Wirklichkeit der Welt? Auf all dies habe ich jeden Tag meines Lebens eine Antwort gesucht. In jener schon sehr ausgeprägten und nasskalten Herbstnacht bin ich zu Fuß nach Hause zurückgekehrt, immerzu geblendet von den Scheinwerfern der Autos und in einem derart paranoiden Zustand, wie ich ihn noch niemals zuvor erlebt hatte. Vor Bitterkeit und Erniedrigung konnte ich kaum mehr atmen. Den Eltern, die mir wie stets die Tür öffneten, verschlug es die Sprache. »Du hast wie ein Gespenst ausgesehen, warst kalkweiß und hast nichts verstanden, was auch immer man zu dir sagte«, sollte Mutter mir später einmal sagen. Ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen. Ich habe noch ein paarmal mein Gedicht durchgelesen, und jedes Mal kam es mir anders vor: genial, schwachsinnig, schwachsinnig-genial, genial-schwachsinnig oder nur nutzlos, als wären die Seiten weiß gewesen. Ich hatte vor Kurzem *Njetotschka Neswanowa* von Dostojewski gelesen, was mir als sein wunderbarster Text vorkam, unvollendet, weil er nicht weitergeschrieben werden konnte, denn der junge Autor war zu früh an einen Extrempunkt sei-

ner Welt gestoßen. Ich hatte lange über Njetotschkas Vater, Jefimow, nachgedacht, der sich das Geigenspiel selbst beigebracht und es aufgrund seiner verzehrenden Leidenschaft und Inspiration in seinem fernen Gouvernement zu einigem Ruhm gebracht hatte. Der Hochmut des unterwürfigen Mannes, den eine phantastische Macht umtrieb, kannte keine Grenzen: Jefimow hielt sich tatsächlich für den größten Violinisten der Welt. Bis, wie Njetotschka schreibt (aber können wir ihr glauben? Was wusste dieses Mädchen von der Kunst, von der Musik, der Violine? Wie sehr hatte ihr Vater sie mit seinem wütenden Wahnsinn gequält, mit seinen Anfällen von überheblicher Dünkelhaftigkeit und den darauf folgenden Abstürzen in Verzweiflung, Krankheit und Alkohol?), ein »wirklich« großer Violinist aus Moskau zu einem Konzert in die Hauptstadt des Gouvernements kam. Gewiss, gewiss, nachdem er dem »wirklichen« Violinisten zugehört hatte, fasste Jefimow die Geige niemals mehr an und verschwand aus seiner eigenen, phantasmagorischen Welt, aus der Welt seiner Tochter und selbst aus Dostojewskis Welt, kaum dass er noch einen Dunstschleier von peinlicher Tragik und scherzohafter Verdammnis zurückließ. Der arme, vom kleinlichen Provinzteufel betrogene Mann. Niemals, so glaube ich, und niemand, der *Njetotschka* gelesen hat, zweifelte je an der Mittelmäßigkeit Jefimows als Violinist, an dem hanebüchenen Ruhm des Einäugigen unter den Blinden, an seiner jämmerlichen Selbsttäuschung. Ich aber, der ich im Sommer des Jahres 1976 ein paar Monate lang genauso wie er und genauso wie die Götter gelebt hatte, nämlich entsetzt von der eigenen Größe, von der Allmacht dessen, das da in mir wohnte und meine Hand übers Papier führte, so dass meine Dichtung ohne Streichungen, ohne Rückgriffe, Hinzufügungen oder Überschreibungen aufs Papier floss, als hätte ich lediglich Zeile für Zeile einen weißen Streifen, der die Buchstaben und Wörter verdeckt hatte, beseitigt, ich wusste, dass Jefimow ein wahrhaft großer Violinist gewesen ist, zu groß und zu neu und allzu sehr von nirgendwo her, als dass man ihn tatsächlich hätte verstehen können, denn weder der Gouverneur noch die ihn umgaben sahen, wiewohl sie die Kraft seiner Kunst spürten,

mehr als ein großes randloses Licht, und hätten nicht erklären können, warum jene Musik, die sich so sehr von der vor Ort bekannten unterschied, sie doch derart tief bewegte. Ich wusste, dass nicht er, der wie eine Puppe von einer Hand aus einer anderen Welt bewegt wurde, der Hochstapler war, sondern der »große«, der »wahre«, der vollendete Moskauer Violinist; in aller Welt berühmt, hatte er vor den gekrönten Häuptern in Paris und Wien gespielt und nun, am Ende seiner Karriere, es für angebracht gehalten, auch ins hinterste Russland noch hinauszusteigen, um die Barbaren dort mit der Grazie und Vornehmheit seiner Kunst zu beglücken. Einer Kunst, die Regeln gehorchte, Kanonisierungen, die man seit Jahrhunderten einhielt, eine vollkommene Musik, gewiss, aber menschlich. Und ebendies Humane an ihr war die Münze, die überall gültig war, in Palästen ebenso wie in den Erdhöhlen, denn es ist so überaus angenehm, das Gewicht einer Münze in der Handfläche zu spüren. Während die inhumane Kunst, die unordentliche, die sich weder um den Bau des menschlichen Ohres kümmerte noch um den der Violine, die nichts von den Grenzen der Fingerbewegungen auf den Saiten wusste, die durch Magie und aus einer anderen Welt in Jefimows Körper eingedrungen war, dir die eiskalte Klinge des Rasiermessers so in die Hand drückte, dass sie an der Lebenslinie entlang aufgeschlitzt wurde, und du diese Wunde dein Lebtage mit dir herumzutragen hattest.

Unter den tausenden Antworten, die ich mir in den quälenden Fiebernächten und an den Tagen, an denen ich tagträumend in den Unterrichtsstunden saß, während die Schüler an einer Kontrollarbeit schrieben, in irgendeinem Schuhgeschäft, an einer eisigen Bushaltestelle oder wartend im Vorzimmer eines Arztes auf die Frage gab, warum ich kein Schriftsteller geworden bin, will eine mir in ihrer Paradoxie und Ambiguität wahrer vorkommen als die anderen. Ich habe alle Bücher gelesen, aber ich habe es nicht so weit gebracht, wenigstens einen einzigen Schriftsteller kennenzulernen. Ich habe alle Stimmen mit der Klarheit gehört, mit der sie ein Schizophrener hört, aber noch niemals hat man mit einer wahren Stimme zu mir gesprochen. Ich durchwan-

derte tausende Säle des Literaturmuseums, anfangs bezaubert von der Kunst, mit der auf jede Wand in *trompe l'œil* eine Tür gemalt war, und zwar mit einer äußerst minutiösen Genauigkeit der Beobachtung jedes Holzsplitters samt seines spitz zulaufenden Schattens, jeder Farbküste, die Zerbrechlichkeit ebenso wie Transparenz suggerierte und einen diese Illusionskünstler in einer Weise bewundern ließ, wie man noch nichts auf der Welt bewundert hatte, aber zum Schluss hin, nach hunderten durchwanderten Flurkilometern mit falschen Türen, in einer Luft, die immer stärker nach Ölfarbe, Verdünnern und Abgestandenheit roch, entfernte sich dieses Durchwandern immer mehr von einem kontemplativen Spaziergang und verwandelte sich in Unruhe, dann in Panik und Nicht-mehr-atmen-Können. Jede Tür betrügt und enttäuscht dich, und dies umso mehr, als das Auge selbst getäuscht worden ist. Sie sind wunderbar gemalt, aber nicht zu öffnen. Die Literatur ist ein hermetisch verschlossenes Museum, ein Museum der illusorischen Türen, der um Abstufungen von Braun und eine möglichst expressive Nachahmung der Rahmen, Angeln und Klinken sowie des samtigen Schwarz im Schlüsselloch bemühten Künstler. Es reichte, dass man die Augen schloss und mit den Fingern die fortlaufende Wand abtastete, um zu verstehen, dass es nirgendwo im literarischen Gebäude eine Öffnung oder einen Riss gab. Nur dass einem, verführt von der Größe und Würde der mit Halbreiefs und kabbalistischen Symbolen überladenen Portale oder der verhaltenen Scheu der Tür zu einer Bauernküche, die statt eines Fensters eine Schweinsblase aufgespannt hatte, nicht danach war, die Augen zu schließen, im Gegenteil, du möchtest tausend Augen haben, für die tausend falschen Ausgänge, die sich dir anbieten. Ebenso wie Sex, wie die Drogen, wie alle Manipulationen unseres Verstandes, die mit einem Mal unsere Schädeldecke aufbrechen möchten und hinaustreten ins Weite, ist Literatur erst einmal eine Maschine zur Herstellung von Schönheit, dann sogleich auch von Enttäuschung. Wenn du zehntausend Bücher gelesen hast, wirst du nicht umhinkönnen, dich zu fragen: Wo war in all der Zeit mein Leben? Drunter und drüber hast du das Leben anderer verschlungen,

stets mit einem gewissen Mangelgefühl angesichts der Welt, in der du existierst, so verblüffende künstlerische Kraftakte jene auch gewesen sein mochten. Du hast die Farben der anderen gesehen, hast die Schroffheit und die Süße und den Möglichkeitsraum und das Verzweifelnde anderer Geisteszustände gespürt, die in den Kernschatten der Planeten gerieten und deine eigenen Empfindungen mit verschatteten. Und wenn du doch wenigstens in den Berührungsraum anderer Menschen deinesgleichen vorgedrungen wärest, aber immer und immer wieder wurdest du allein zwischen den Fingern der Literatur um- und umgedreht. Immerzu wurde dir tausendstimmig ein Entkommen versprochen, wofür dir auch noch der Hauch jenes Wirklichkeitssinnes entwendet wurde, den du mal hattest.

Als Schriftsteller wirst du mit jedem Buch, das du schreibst, weniger real. Stets möchtest du über dein Leben schreiben, und schreibst doch immer nur über Literatur. Es ist ein Fluch, eine Fata Morgana, eine Weise, die Tatsache zu verfälschen, dass du wirklich in einer wirklichen Welt lebst. Du vervielfältigst die Welten, wobei deine eigene Welt ausreichen würde, Milliarden Leben auszufüllen. Mit jeder Seite, die du schreibst, wächst der Druck des gewaltigen literarischen Gebäudes über dir, zwingt deiner Hand Bewegungen auf, die du nicht vollziehen möchtest, engt dich ein auf die Dimension des Blattes, wo du doch das Papier durchstoßen und seine Oberfläche senkrecht beschreiben wolltest – ebenso sieht sich der Maler genötigt, Farben zu verwenden, der Musiker Töne und der Bildhauer Volumina, und zwar endlos, bis zum Erbrechen und in den Hass, und dies nur, weil wir uns nicht vorstellen können, dass es auch anders sein könnte. Wie willst du aus deinem eigenen Schädel entkommen, indem du auf die glatte, gelbliche Innenfläche deines Stirnknochens eine Tür malst? Deine Verzweiflung ist die eines Menschen, der nur in zwei Dimensionen lebt und sich in ein Viereck inmitten eines unendlichen Blattes eingeschlossen sieht. Wie könnte er diesem schrecklichen Gefängnis entkommen? Auch wenn er eine Seite dieses Vierecks überwinden würde, das Blatt Papier ist endlos, aber er kann nicht einmal diese erste Kante überwin-

den, denn ein zweidimensionales Denken kann sich eine Erhebung, die senkrecht zur planen Welt und über die Gefängnismauern hinweg verläuft, nicht vorstellen.

Eine Antwort, vielleicht wahrhaftiger als andere, könnte ebendiese sein: Ich bin nicht Schriftsteller geworden, weil ich nicht schon von Anfang an Schriftsteller gewesen bin. Ich liebte die Literatur wie ein Laster, aber ich habe nicht wirklich daran geglaubt, dass sie der Weg ist. Die Fiktion zieht mich nicht an, es war nicht der Traum meines Lebens, den Wänden der Literatur ein paar falsche Türen hinzuzufügen. Mir war stets bewusst, dass der Stil (das ist die Hand der Literatur, die sich wie ein Handschuh über deine Hand legt), den ich bei meinen großen Schriftstellern so sehr bewunderte, nichts war als Verführung und Beherrschung. Dass das Schreiben einem wie Heroin Leben und Hirn auffrisst. Dass man am Ende einer Karriere lediglich wird feststellen können, mit seinem Verstand und seiner Sprache nichts über sich selbst gesagt zu haben, über die kleinen Augenblicke, die das eigene Leben ausmachten, sondern immerzu nur über eine fremde Wirklichkeit, deren Absichten man folgte, weil einem Erlösung versprochen worden war, eine symbolische, zweidimensionale Erlösung, die rein gar nichts bedeutet. Literatur ist viel zu oft eine Verfinsterung von Geist und Körper dessen, der schreibt.

Weil ich nicht geschrieben habe (ich habe in all den Jahren Tagebuch geschrieben, gewiss, aber wen kümmert schon das Tagebuch eines Anonymus?), ist mein Körper ebenso wie mein Geist heute intakt. Sie sind weder schön noch eines öffentlichen Interesses würdig. Aber sie haben mein Interesse verdient. Ich schaue sie mir jeden Tag an, und sie kommen mir zerbrechlich vor wie die durchscheinenden und chlorophyllfreien Keime der im Dunkeln gelagerten Kartoffeln. Eben weil sie nicht in zwanzig ausgedachten Büchern mit Romanen und Gedichten um- und umgewendet, eben weil sie nicht von Kalligraphie entstellt wurden. Ich habe unter besonderen Bedingungen damit begonnen, in dieses Heft die Sorte Buch zu schreiben, die niemand sonst schreiben würde (und noch zu niemandem auch nur einen Ton darü-

ber verloren). Es ist ein von allem Anfang an verurteiltes Schreiben, und zwar nicht, weil es niemals zu einem Buch werden und stets Manuskript bleiben und über den *Niedergang* in meine Schreibtischschublade zu den Milchzähnen geworfen werden wird, zu den Zwirnsfäden aus meinem Nabel und den alten Fotografien, sondern weil sein Gegenstand der Literatur sehr viel fremder ist als der irgendeines anderen, jemals aufs Papier gebrachten Textes und sehr viel verwobener mit dem Leben selbst, von dem er sich nährt und um das er sich rankt wie der Stiel der Ackerwinde. Mit mir geschieht etwas, in mir ist etwas. Anders als alle Schriftsteller der Welt spüre ich, eben weil ich kein Schriftsteller bin, dass ich etwas zu sagen habe. Und ich werde es schlecht und wahr sagen, so wie alles gesagt werden muss, das es verdient, aufs Papier gebracht zu werden. Oft denke ich, dass es genauso hatte kommen müssen: dass ich an jenem fernen Literaturkreis-Abend erledigt werden, mich ganz und gar aus allen literarischen Räumen zurückziehen, Rumänischlehrer an einer Schule und der obskurste Mensch auf Erden werden musste. Sieh, jetzt schreibe ich, und ich schreibe genau den Text, den ich mir immerzu beim Lesen gelehrter und starker und gescheiter und kohärenter und voller Verrücktheit und Weisheit steckender Bücher vorgestellt, aber nirgendwo gefunden habe: ein Schreiben jenseits des Museums der Literatur, eine wahre Tür, die in die Luft gepinselt wird, und durch die ich tatsächlich meinem Schädel zu entkommen hoffe. Einen Text, von dem derjenige, der bei seinen Begegnungen mit den Professoren oder in irgendwelchen ausländischen Gefilden Signierstunden abhält, noch nicht einmal geträumt hat.

7

Meistens komme ich als einer der Letzten ins Lehrerzimmer, lange nachdem es zum Unterrichtsbeginn geklingelt hat. Der olivgrün gestrichene Raum (es ist dies die Farbe der Schulen, der Krankenhäuser und Polizeistationen) ist ärmlich und niederdrückend. Das rote Tischtuch auf dem langen Tisch, beinahe das einzige Möbelstück im Raum, ist von den vielen Ellbogen, die sich daran abgerieben haben, faden-scheinig geworden. Gewöhnlich treffe ich hier einen Lehrer, der mit einem aufgeschlagenen Katalog am Tisch sitzt und mit blauer Tinte darin Änderungen vornimmt. Er schaut nicht einmal hoch, um zu sehen, wer hereingekommen ist. Der Zeichenlehrer. Die Lateinlehrerin, die Physiklehrerin. Etwas wie melancholischer Nebel kreist im Raum, vor allem an den Wintermorgen, wenn es noch nicht hell geworden ist und vor den Fenstern mit den abgeblättern Rahmen Schnee fällt. Du befindest dich in einem Traum, aber in wessen Traum?

Ich schnappe mir den Katalog, einen unter dutzenden, die drunter und drüber auf dem Tisch liegen, und gehe hinaus auf die öden Flure dieses Schulgebäudes. Es sind schmale Flure mit niedriger Decke, wie Maulwurfsgänge, im diffusen Licht der Fenster zum Innenhof. Ich gehe an unzähligen weiß gestrichenen Türen vorbei, hinter denen unbekannte Dinge geschehen. Man hört schrille Stimmen, hysterische, autoritäre. Es wird geschrien, erklärt, beschworen. Plötzlich fliegt eine Tür an die Wand, wie eine in rasender Geschwindigkeit gefilmte Blume, die aus der Knospe heraus explodiert, und ein Kind flitzt an mir vorbei. Dann ist das Geschrei der Lehrerin gleich zehnmal lauter zu hören. Die Tür wird wieder geschlossen, und das Gemurmel geht weiter. Das Kind verschwindet hinter einem Knick des Ganges und taucht nie wieder auf.

Die Flure scheinen kein Ende zu nehmen, obwohl die Schule klein ist. Immerzu biegt man im rechten Winkel ab, geht hinauf oder hinunter über Treppen, deren Betonmosaik nicht ordentlich gereinigt wurde. Man geht an WCs mit weit offen stehenden Türen vorbei, am Phy-

siklabor, dem Biologielabor und am Kabinett des Zahnarztes. Seit drei Jahren irre ich nun über die Flure dieser Höhle, aber ich habe ihre Konfiguration noch nicht in Erfahrung bringen können. Auch heute verwechsle ich noch die Kataloge und lande in fremden Klassen. Die Labors scheinen immerzu ihre Plätze zu wechseln, die Schaukästen mit den Klassenbesten befinden sich mal neben der Eingangstür, mal vor dem Sekretariat und mal ganz am Ende des hintersten Flures. Manchmal bleibe ich davor stehen: Die dreißig Fotos in sechs Reihen, Bilder von Jungen und Mädchen, kommen mir in dem grünlichen Licht dermaßen gespenstisch vor, dass es mich stets schaudert. Es sind Larvengesichter, alle gleich und trotzdem jedes anders, als wären diese Schaukästen mit den Klassenbesten große Insektarien an den Wänden eines Naturkundemuseums. Ich kann mich ihrer Faszination zwar schwer entziehen, setze aber meinen Weg fort – der Rumänischlehrer mit dem riesigen Katalog unter dem Arm.

Ich steige ein Stockwerk höher, dann noch eines und noch eines. Ich weiß, dass die Schule nur ein Stockwerk hat und ich noch nicht ganz wach bin (es ist Viertel nach acht am Morgen), trotzdem steige ich immerzu höher hinauf, anscheinend seit Jahrhunderten. Es ist ein endloser Turm aus übereinandergestapelten Sälen und Fluren. Endlich bleibe ich in einem weitläufigeren finsternen Raum stehen (vom Innenhof her kommt zu wenig Licht), und ringsum die gleichen weißen Türen. Die V. A-Klasse, die V. B-Klasse, die V. C ... Entlang der Flure erschöpfen die Buchstaben auf den Klassentüren das lateinische Alphabet, dann geht man über zum griechischen Alphabet, dem hebräischen, dem kyrillischen, dann zu arabischen Schriftzeichen, indischen, abscheulichen Maya-Köpfen und schließlich ganz und gar unbekanntem Zeichen. Ich habe nie gewusst, wie viele Parallelklassen jeder Jahrgang an der Grundschule Nr. 86 tatsächlich hat.

Nebel und Ödnis. In einer der Klassen warten vierzig Kinder auf mich, aber in welcher? Ich treffe fast immer die falsche. Unschlüssig öffne ich die Tür, die Schüler drehen sich in ihren Bänken nach mir um, die Lehrerin unterbricht ihre Bruchreihe (wenn es die allzu schö-

ne Florabela ist) oder ihre reptilienartige Erstarrung (wenn es die gefürchtete Gionea ist) oder die Ticks desjenigen, der am Tourette-Syndrom leidet (wenn ich bei Vintilă, dem Geographielehrer, gelandet bin). »Entschuldigung«, sage ich und schließe reumütig die Tür, wobei mich ein Gefühl beschleicht, als wäre ich zum unfreiwilligen Zeugen eines beschämenden Geheimnisses geworden. Was sich dort jenseits der weißen und nummerierten Türen zwischen den Kindern und ihren Lehrern abspielte, war mir immer als von einem ebenso starken und nicht übertretbaren Tabu belegt vorgekommen wie das Betreten der Damentoilette. In jeder Pause kriege ich meine Schweißausbrüche, und nicht etwa weil ich fürchte, wieder einmal die Klasse nicht zu finden, sondern bei dem Gedanken daran, immerzu andere Türen zu öffnen, hinter denen ich nichts zu suchen habe.

Schließlich scheinen die Kinder in der Klasse, die mir am unwahrscheinlichsten vorgekommen war, auf mich zu warten. Vor ihnen am Katheder ist niemand. Und doch hält meine Unsicherheit an: Was, wenn es die Unterrichtsstunde eines anderen Verspäteten ist? Erst wenn ich sehe, dass sie ihre Bücher und Hefte aufschlagen und mich dort, in dem kleinen Raum vor den Bankreihen akzeptieren, beruhige ich mich etwas. Es ist meine Unterrichtsstunde, endlich bin ich dort, wo ich hingehöre. Aber in welcher Klasse befinde ich mich? In der Sechsten? Der Achten? Die Kinder kommen mir alle gleich vor. Ich unternehme die Anstrengung meines Lebens, um an drei, vier Gesichtern, die ich wiedererkenne, festzustellen, ob ich in der Klasse von Frau Rădulescu oder in der mit Frau Uzun als Klassenlehrerin bin. Ich eile zum Katheder, lege den Katalog auf den Tisch und gehe die Anwesenden durch. Ich stehe auf, gehe zwischen den Bankreihen einher und linse in die aufgeschlagenen Bücher: Was, du lieber Himmel, habe ich zu unterrichten? Steht jetzt Grammatik an oder Literatur? Ich bin der dümmste Lehrer, der jemals unterrichtet hat. »Wo waren wir stehen geblieben?«, frage ich die Klasse. Ein Mädchen in der Reihe vor dem Fenster antwortet mir: »Wir haben die wichtigsten Gedanken aus *La Broșteni* besprochen, bis zum dritten Teil.« Gut, ich stehe vor der sechs-

ten Klasse, wahrscheinlich die VI. B, gut, immerhin weiß ich es jetzt. Von hier aus geht es gut weiter. Ich betrachte die Kinder beinahe mit Dankbarkeit, beginne automatisch zu sprechen, gedankenflüchtig, zerstreut. Sie schreiben auf, was ich ihnen diktiere, ebenfalls zerstreut. Wahrscheinlich haben auch sie sich gefragt, was für eine Stunde nun anstehe, welches seltsame, unfassliche Tier, erwachsen, also fremd und monströs, ihre Klasse betreten und sie bis zur nächsten Pause beherrschen werde. Nun stehen wir uns von Angesicht zu Angesicht gegenüber, mein Gesicht, das ich aus den Spiegeln kenne und hasse, wie ich auf der ganzen Welt noch niemals etwas gehasst habe, und ihre vierzig Gesichter mit den geringen, noch unausgebildeten Zügen, Gesichter, vor denen ich mich stets gefürchtet habe. »Lasset die Kinderchen zu mir kommen«, fällt mir jedesmal ein, wenn ich ein Klassenzimmer betrete, also fünf Mal am Tage, »denn ihnen und ihresgleichen gehört das Himmelreich.« Kindergesichter, Gesichter, die nicht von dieser Welt zu sein scheinen, sondern aus einem fernen und fremden Reich. Ich könnte ihnen so viel sagen, minutiös könnte ich eine Brücke zwischen zwei Kulturen oder zwei Zivilisationen erbauen (zwischen zwei Spezies?), aber ich spreche über Irinucas Ziegen und erkläre ihnen, was Krätzmilben sind, denn ich schütze meine Haut, und ich unternehme seit drei Jahren alles, um davonzukommen, um bloß keine Aufmerksamkeit zu erregen und nicht in die Zange genommen zu werden.

Es gibt gute und schlechte Klassen, Klassen, die ich gelassen betrete, und andere, in die ich es kaum wage, einzutreten. In einer davon werden in jedem Schuljahr die Problemkinder versammelt, die Labilen, die Widersetzlichen und die Legastheniker. Die Zigeuner, die von den bis über beide Ohren in Vorurteilen steckenden Lehrern als ein Volk von Psychopathen angesehen werden. Kinder, die den Lehrerinnen keine Blumen oder Bonbons mitbringen können. Sie hatten blöde Lehrerinnen, versoffene, solche, die allein aus Mitleid noch an der Schule geduldet wurden, und nun, da sie für jedes Fach andere Lehrer haben, kommen sie nicht mehr mit, und auch die Lehrer kommen mit ihnen nicht mehr mit. »In die V. D trete ich ein, als stiege ich in eine Lö-

wengrube, ich muss mich mit dem Rechenschieber und dem Katalog verteidigen«, sagt immer mal wieder jemand im Lehrerzimmer. Die Frauen, vor allem die Anfängerinnen unter den Lehrern, kommen weinend daraus wieder heraus. Alle verprügeln sie so, dass sie weder stehen noch sitzen können, und in der nächsten Stunde geht alles wieder von vorne los. Da ist nichts zu machen. Ich betrete solch eine Klasse wie eine Folterkammer, eine von vielen, die uns im Leben erwarten (ich habe mein Leben in Folterkammern zugebracht). Es ist nichts zu machen. Am besten, man denkt nicht daran, was kommt. Man geht automatisch, den Katalog unter dem Arm, auf jenen Höllenwinkel zu. Du wirst eine Stunde lang gequält werden und bist es dann los. Eine Stunde wirst du von Wesen, die dir bestenfalls bis zur Brust reichen, die jedoch viele sind und in Wellen angreifen, geschmäht und lächerlich gemacht werden. Du kannst ihnen die Breite deiner Kenntnisse über die Welt nicht entgegensetzen. Deine Welt ist nicht auch die ihre. Deine Autorität endet an der Tür zum Klassenzimmer, wo ihre beginnt. Du kommst am besten durch, wenn du an ihnen vorübergehst, ohne ihnen in die Augen zu schauen, und dich ans Katheder setzt, wo du katatonisch erstarrt sitzen bleibst, bis es zur Pause klingelt, unbeeindruckt von den Schreien, der Unordnung, dem Herumgerenne in der Klasse, der Schlacht mit Radiergummis und Bleistiften und von dem Klebstoff, den sie dir auf den Stuhl streichen. In solchen Situationen wünschst du, deine Gefühle verschlössen sich der Reihe nach wie schläfrige Augen, du würdest jetzt schon zu deiner eigenen Statue von später, wenn der Heldenmut der Lehrer ihnen mit ihren in den Stein gehauenen Bildnissen gelohnt wird, die am Katheder vor vierzig Kindern aus Stein sitzen, ein Denkmal der doppelten Schulqual.

Die Klingel am Ende der Schulstunde überrascht mich immer wieder aufs Neue: Ich weiß nicht, ob die Trompeten der Apokalypse lauter erklingen werden, doch die aus jeder einzelnen Klasse ist ausreichend, die Toten in ihren Gräften zu erwecken. Sie lässt mich jedesmal, wenn sie erklingt, in Stücke zerspringen, und es kostet mich etliche Mühe, wieder zu meiner ursprünglichen Form zurückzufin-

den. Die Kinder rennen lange vor mir schon aus der Klasse und lassen mich allein zurück mit den leeren Bänken und der Tafel, die mir mit einem Mal derart traurig vorkommen, dass ich mit dem Blick den Plafond nach einem Haken absuche, an dem ich mich erhängen könnte. Ringsum an den Wänden hängen absurde Schaubilder: Bilder mit dem Schwein und der Kuh für die kleinen Klassen, mit der Mendelejew-schen Tabelle und einem Längsschnitt durch den Verdauungstrakt der Taube für die Großen. Stücke aus einer Welt, die wir niemals verstehen werden. Ich packe mir den Katalog unter den Arm und gehe hinunter in das Lehrerzimmer, und diesmal kommt mir der Weg kurz und so einfach wie irgend möglich vor, als befände sich das Lehrerzimmer gleich um die Ecke. Ich benötige aber genau so viel Zeit, um wieder dorthin zu gelangen, denn aller Raum ist voller Kinder, die herumwuseln wie die Wespen in ihrem Bau, ruhelos und mit Stimmchen schreiend, als steckten sie einem Nadeln ins Trommelfell. Man kommt nicht durch diese Masse hindurch, denn sie kleben aneinander wie siamesische Zwillinge, aber man kann sich mit einem geschickten Satz, den alle Lehrer kennen und auch ausführen können – die anderen haben nicht überlebt –, über sie werfen, und sie werden einen auf ihren Armen über den Köpfen voller Läuseeier dahintragen; dir unter den Rock fassen, wenn du eine Frau bist, deine Taschen durchwühlen, wenn du ein Mann bist, dich aber endlich in Sicherheit vor dem Lehrerzimmer wieder absetzen. Dort streichst du deine Kleider glatt, wischst dir die Verzweiflung aus dem Gesicht und gehst wohlgesonnen hinein. Dir ist nach Geschwätz und Witzeleien, als wäre nichts geschehen.

Meine Kollegen sitzen um den Tisch. Ringsum an den Wänden hängen die großen, von Fliegenschissen befleckten Fotos dahingegangener Persönlichkeiten. Durch das Fenster kann man das Wasserschloss ebenso wie eine uralte, stillgelegte Fabrik sehen, deren Dach eingestürzt ist und auf deren Mauervorsprüngen zwischen den Ziegeln aus vom Wind angewehten Samen Bäumchen gesprossen sind. Es ist das Spielgelände der Kinder dieses Viertels, die an nur ihnen bekannten Stellen in die verlassen Hallen gelangen. Sie kehren ausgelaugt nach

Hause zurück, befleckt von Schmiermitteln und mit etwas Seltsamen im Blick. Wenn ich vom Unterricht weg und an der Automechanik-Werkstatt entlang zur Endstation der Straßenbahnlinie 21 gehe, begegnen mir in Gruppen von je zweien oder dreien solche, deren Blicke sagen, »wir sind wieder dort gewesen«. Bei jedem Antreten im Schulhof werden Kleidung und Frisur der Schüler geprüft, bevor sie in die Klassen dürfen. Den Jungen wird mit den Fingern durch die Haare gefahren, und wenn die Haare länger als fingerdick sind, werden sie zum Haarschneiden geschickt. Die Mädchen haben zwei verwundbare Stellen: das Haarband (es muss aus weißer Baumwolle und darf nicht aus Kunststoff sein, auch muss es immerzu getragen werden) und die Länge des Sarafans, der bis zu den Knien reichen muss. Die einen wie die anderen tragen noch ein weiteres Zeichen ihrer Schulsklaverei: die Matrikelnummer. Früher wurde sie mit gelbem Garn neben dem Namen der Schule auf ein Stück Musselin gestickt und auf den linken Uniformärmel genäht. Die Matrikelnummer diente zur Identifikation jener Schüler, die sich ungebührlich in der Öffentlichkeit verhielten, die während der Unterrichtsstunden ins Kino gingen oder in Bars herumhingen. Ich kann mich nicht mehr an den genauen Zeitpunkt erinnern, an dem die Matrikelnummer durch die Tätowierung ersetzt wurde, aber ich erinnere mich, dass dies deshalb geschah, weil die Schüler sich diese Matrikelnummern mit Patentknöpfen anhefteten, so dass man sie beim Verlassen der Schule ganz leicht wieder abrufen konnte. Dann nahmen die Mädchen auch die Kopfbänder ab, als versengten sie ihnen die Kopfhaut. Seit vielen Jahren schon tauchte am ersten Schultag, wenn die Krankenschwester die Kinder am Bauch auf Anzeichen von Nesselsucht und am Kopf auf Läuse untersuchte und allesamt die Schluckimpfung knabbern ließ – einen rosa Tropfen Flüssigkeit auf einem Stück Würfelzucker –, auch der Handwerkslehrer (die Jungs machen Schmiedearbeiten, die Mädchen schneiden) mit der rotglühenden Pyrogravurnadel auf. Einer nach dem anderen warteten die Schüler mit aufgekrempelem Hemdsärmel geduldig darauf, dass ihnen peinlich genau und in ungelungenen Ziffern die Zahl einge-

brannt würde, die sie als Schüler der Schule Nr. 86 auswies. Nach der Haarkontrolle, der Prüfung der Zöpfchen (die Mädchen knien auf dem Gang zwischen den Bänken nieder, und die Säume sollen den Fußboden nicht berühren) und Matrikelnummern folgte die stets gleiche Warnung der Direktorin: »Und dass ich euch nicht dabei erwische, wie ihr in den Pausen in die alte Fabrik geht. Wen ich dabei erwische, werde ich für drei Tage des Unterrichts verweisen mit der Verpflichtung, in der Bibliothek zu lernen!«

Das mit der Bibliothek wirkt sofort: Nur wenige Kinder wagen dieses Risiko. Die Schulbibliothek ist gleichzeitig auch Karzer. Vom Kabinett des Zahnarztes steigt man über eine schmale Betontreppe tief in den Boden hinab, wie in eine jener Toiletten im Kellergeschoss alter Bahnhöfe. Bibliothekarin ist die an Diabetes leidende Mathematiklehrerin, die ihre halbe Unterrichtsnorm mit ein paar Aufsichtsstunden ergänzt. Sie ist breit, besetzt den ganzen Tisch im kleinen Vorraum der Bibliothek, und ihr Gesicht ist übersät mit Warzen. Mühsam nur schlüpfen die Kinder an dem barbarischen Idol vorbei, das den Eingang verstopft. Auf ihrem Schreibtisch aus ungehobelten Brettern, über und über befleckt von roter Tinte, steht immerzu ein Dunstglas mit einer trüben Flüssigkeit. Es sind ihre Algen, mit denen sie nicht nur ihre Diabetes behandelt, sondern auch das Sehvermögen, die Blase, die Darmtätigkeit, die Zysten an den Eierstöcken, das Schnarchen, den häufiger werdenden Lapsus, die Warzen, das Rülpsen und die Langleiwe. Ihre Algen sind das lange von der Menschheit erwartete Panazäum, dessen Wirksamkeit ein russischer Professor namens Naumov nachgewiesen hat. Zum ersten Mal zeigten sie sich vor ein paar Monaten hier an der Schule, Frau Bernini, die Musiklehrerin, hatte sie mitgebracht. Das kleine mystische Dunstglas funkelte in einem Sonnenstrahl wie der heilige Gral. Darin befanden sich ein paar blasse, durchscheinende Wesen mit einer delikaten inneren Anatomie, die in einer glasigen Flüssigkeit schwebten, die an Sperma erinnerte. Inmitten ihrer Kolleginnen hatte Madame Bernini feierlich ein Blatt Papier aufgefaltet, auf dem in zehnter Schreibmaschinenkopie beinahe unleserlich,

denn auch die Lettern der Schreibmaschine selbst mögen in Tinte ertrunken oder vom Papierstaub verstopft und konturlos geworden sein, die Worte des großen Gelehrten standen. Ihnen war zu entnehmen, dass die Algen, die einen komplizierten wissenschaftlichen Namen trugen, in ihrem Dunstglas ohne Nahrungsbedarf wuchsen und sich vermehrten, und dass man die Flüssigkeit, in der sie lebten, einmal pro Woche trinken und das Glas dann mit Leitungswasser wieder auffüllen solle. Die Kur mit den rätselhaften Algen musste mindestens ein Jahr dauern, worauf einem für dieses Jahrhundert tadellose Gesundheit und für das nächste Jahrhundert das ewige Leben garantiert wurden. Die Musiklehrerin hatte ihre Kolleginnen Gläser holen geschickt, und als sie damit ankamen, gab sie jeder etwas von den trägen, weißlichen Tierchen aus dem großen Dunstglas ab. Jede hielt sich fortan strikt an die Kur des Professors Naumov. Die Algen vermehrten sich tatsächlich, und die trübe Flüssigkeit konnte, wiewohl ziemlich eklig, auf der Toilette getrunken werden, wenn man sich dabei die Nase zuhielt. Die Lehrerinnen hatten viele andere Unternehmungen hinsichtlich Jugend ohne Alter oder Leben ohne Tod, die sie früher ausprobiert hatten, komplett vergessen, etwa dass sie beispielsweise jeden Montag einen Löffel mit Öl sechs Stunden lang unter der Zunge hielten, weil das Rezept des tschechischen Professors Nemecek dies vorsah, oder wie sie einmal im Monat drei Tage lang den Urin zurückhielten und dabei schreckliche Qualen litten, um sich vor Nostalgie zu bewahren.

In der Bibliothek gibt es keine Bücher. Vor Zeiten hatte es ein paar hundert Bücher für Kinder gegeben, aber die Feuchtigkeit hier unter dem Erdboden hat sie verschimmeln lassen. Ihre Umschläge sind verfault, sie weisen grüne Flecken auf, die nach Penicillin riechen, während zwischen ihren Seiten winzig kleine Skorpione ohne Stachel herumwuseln. Die allermeisten der ehemaligen Bücher sind nun Häufchen Unrat auf den ebenfalls schon verfaulten Regalbrettern. Der Raum ist klein, das Licht kommt von sehr weit oben, durch ein wie alle Fenster der Schule mit einem Drahtgitter bedecktes Fensterchen. Die widersetzlichsten Kinder werden damit bestraft, hier ihre Nachmittage

zu verbringen, bis es dunkel wird, und dabei nichts anderes betrachten zu können als den zerfließenden, elefantenhaften Rücken der Bibliothekarin. Selbst wenn sie schlief, den Kopf auf dem Tisch, und nur noch von dem Dunstglas bewacht wurde, in dem die vom Fenster herabfallenden Strahlen ein seltsames Licht kreisen ließen, konnte der festgesetzte Schüler nicht entkommen, denn zwischen den dicken und behaarten Beinen der Bibliothekarin, an denen die Krampfadern wie träge Würmer auf und ab krochen, konnte man unmöglich hindurchschlüpfen.

Immerzu schreiben meine Kollegen etwas in die Kataloge, sie tragen Zensuren ein, verändern sie, radieren sie mit rauhen Radiergummis aus, die das Papier aufreiben, bis ein Loch entsteht, und wenn sie miteinander sprechen, so geschieht dies im Flüsterton, schiefmäulig zu dem hin, den sie ansprechen, oder mit einem Schulheft vor dem Mund, wie das die Kinder während des Unterrichts tun. Wie diese haben auch sie eine schier pathologische Angst vor dem Direktor, vor Borcescu. Werden sie zu ihm ins Büro bestellt, wird ihr Gesicht kalkweiß, als hätte eine riesige Tarantel sie genötigt, ihren Unterschlupf zu besichtigen. Auch ich fürchte mich vor Borcescu. Ich habe keine Lust, ihn allzu oft sehen zu müssen, wiewohl ich weiß, dass er eine gewisse Scheu vor den Rumänisch- und Mathematiklehrern empfindet. Sein ganzes Büro riecht nach Puder und Gesichtscreme. Es ist sein spezifischer Geruch, der sich seinen Kleidern eingeprägt hat, seinen Händen, dem Gesicht und den Haaren. Wenn dieser süßliche Geruch sich im Lehrerzimmer bemerkbar macht, springen die Lehrer automatisch auf die Beine, denn sie wissen, dass in zwei, drei weiteren Augenblicken der Herr der Schule seinen Auftritt haben wird. Und sieh, tatsächlich, sieh diesen gedrungenen, fettleibigen, perfekt sphärischen, unproportioniert großen Leib, der wie der letzte vom Bau eines Schneemanns übrig gebliebene Schneeball aussieht. Dieses Gesicht kann man nicht vergessen, denn das rosa-kaffeebraune Puder, das seine verschwitzte Haut wie eine Maske bedeckt, schafft es keinesfalls, die Besonderlichkeit dieses Antlitzes ausreichend zu verbergen, vielmehr er-

setzt es sie durch eine andere, nicht minder große. Der Mann leidet unter Leukopathie, Gesicht und Hände (etwa auch der restliche Körper?) sind voller Flecken, voller abgeschabt und entfärbt wirkender Hautpartien, dazwischen solchen, die zu viel Pigmentierung aufweisen, so dass sein Körper wie ein Fußball aussieht, der aus unterschiedlich eingefärbten Lederstücken zusammengenäht wurde, und den jemand mit einer dicken, eklig duftenden Schminkschicht überzogen hat. Sein zahnlückiger Mund unter den drei Schnurrbarthaaren, die ihrer Textur und Färbung nach an Tabak denken lassen, schafft es nicht, Zischlaute auszusprechen, und ist angesichts der Frikative völlig hilflos. Je unverständlicher seine Worte werden, umso mehr wird Borcescu gefürchtet. Immerzu erteilt er jemandem einen Befehl, den der Angesprochene, gepeinigt von der Vorstellung, das Gebrabbel des Direktors eventuell falsch zu interpretieren, mühsam zu begreifen versucht. Eine Viertelstunde lang kann man den armen Lehrer beobachten, wie er, die Stirn an die Fensterscheibe gelehnt, die Worte, denen die entscheidenden Konsonanten fehlten, hin und her wendet.

Vor Zeiten, in den siebziger Jahren, war eine von Borcescus Spezialitäten, die jungen Lehrerinnen zu einem Ausflug ins Gebirge einzuladen. Er war galant, höflich, seine Haare waren voller und die Zeichen seiner Krankheit blasser. Vor allem aber besaß er, zu jenen Zeiten etwas äußerst Seltenes, er hatte einen Fiat 600, unwiderstehlich für ausreichend viele Frauen. Man brach fröhlich auf, und mitten im Nirgendwo hielt der Lehrer an und drohte der Beifahrerin, er setze sie an die frische Luft, wen sie ihm nicht erlaubte ... Viele der Lehrerinnen an unserer Schule hatten es auf diese Weise mit ihm zu tun bekommen. Ansonsten unterrichtete er Biologie, womit er sich ein schönes Unternehmen geschaffen hatte: Wenn er die Anatomie des Hasen unterrichtete, mussten alle Kinder je einen Hasen in den Unterricht mitbringen. Einer nur wurde mit sichtlichem Vergnügen von Borcescu auf einer großen Fayenceplatte über dem Katheder zerlegt, und die anderen wurden zu ihm nach Hause gebracht, wo seine Hasenzucht wuchs und gedieh. Wenn er die Fische unterrichtete, musste jedes Kind einen

Karpfen aus dem Lebensmittelgeschäft des Viertels kaufen. Einer davon wurde sezirt, die Kinder konnten sich die Kiemen anschauen, die Därme, die perlmutterne Luftblase, den Rogen in seinen kompakten Bündeln, und alle anderen gehörten wieder dem Direktor, der sie vor seinem Haustor mit Hilfe einer vorsintflutlichen Waage verkaufte. Kurze Zeit bevor ich in diese Schule kam, hatte Madame Mimi sich ihn geschnappt. Dem armen Borcescu wurde an seinem Unglückstag die Rechnung für all seine Vergnügungen als Ausflügler präsentiert. Er hatte unterwegs irgendwo eine Anhalterin mitgenommen und ein paar Kilometer weiter mit der üblichen Erpressung angehalten, worauf die Frau nichts erwidert und sich in den winzigen Raum des kleinen Fiats hatte quetschen lassen, aber danach war an ein Aufgeben nicht zu denken, bis sie den Unglücksraben nicht zum Standesamt geschleppt hatte. Es hatte sich herausgestellt, dass Mimi, etwas ältlich und hässlich wie die Sau, selber auch Lehrerin irgendwo in Berceni, einen höheren Rang innehatte als unser künftiger Direktor, der erpresste Erpresser, der es schließlich verbockt hatte. Von da an hatte Borcescu nicht nur seine sexuellen Eskapaden beendet, sondern geradezu sein Leben, denn selten ist ein Mann von seiner Ehefrau derart terrorisiert worden wie dieser von seiner Partnerin, die ihm nun mit eiserner Hand den Haushalt regierte. In den ersten beiden Jahren, da ich noch mein Referendariat beendete, wurde ich mitunter in sein Büro gerufen, und wenn er gut gelaunt war, endete unser Gespräch stets damit, dass er mich von hinter seinem Schreibtisch her aufforderte, näher zu kommen. Ich näherte mich angewidert, der Pudergeruch benahm einem den Atem, er kam mit seinen rosa Lippen so nahe an mein Ohr, dass er es beinahe berührte, und flüsterte mir mit runden Augen und einer schier nicht zu bändigenden Angst zu: »Junger Mann ... junger Mann, heirate bloß nicht! Hör auf mich! Verstehst du?« Ich spielte mit und fragte unschuldig: »Aber warum denn nicht, Herr Lehrer?« »Hör mal, weißt du denn, wie das ist, verheiratet zu sein?« »Wie denn, Herr Professor?« »Etwas schlimmer als erhängt!« Er schaute mir in die Augen und fuhr, anscheinend scherzhaft, fort: »Nicht viel schlimmer. Nur

so ein klein bisschen ... Merk dir das ...« Es gab keinen etwas älteren Lehrer, der nicht die unglaubliche, jedoch wahre und in den dreißig Jahren, die Borcescu schon in diesem Stadtviertel unterrichtete, die letzten zwanzig Jahre als Direktor dieser Schule, endlos wiederholte Szene mit Madame Mimi geschildert hätte. Wie diese durch die Eingangstür stürmte, die Fensterscheiben durch einen Stoß der vor Wut schäumenden Frau in Scherben durch die Gegend flogen, die Tür zum Sekretariat mit einem machtvollen Fußtritt an die Wand flog, das Schuldienst verrichtende Mädchen mit Faustschlägen auf den Kopf traktiert wurde, und das Weib wie ein Schneesturm ins Büro des Direktors fegte. Lehrer wie Schüler rannten hinaus, um durch das Bürofenster mit anzuschauen, wie Madame Mimi, da sie das Büro leer vorfand, einen Augenblick verunsichert innehielt und sich überall nach ihrem unglückseligen Ehemann umschaute, wie sie ihn schließlich am Ohr unter dem Schreibtisch hervorzog, als wäre er ein dickleibiger Schuljunge, und auf seinen runden Schädel einzuschlagen begann, während er, feuerrot, etwas Unverständliches vor sich hin brabbelte.

Gewöhnlich stehe ich neben dem Heizkörper und schaue durch das Fenster zur alten Fabrik hinüber und auf das Wasserschloss, über denen sich die staubigen Himmel von Bukarest ausbreiten. Ich lästere nicht mit den Lehrerinnen, trinke nichts von den Flüssigkeiten in ihren Gläsern, versuche nicht, ins nähere Umfeld der gigantischen Florabela zu geraten, deren Brüste und Venushügel nackt und heiß bleiben, wie dezent sie auch immer gekleidet sein mag. Im Lehrerzimmer bin ich eine Abwesenheit, ein Schattenmann: der Rumänischlehrer, der so diskret kommt und geht, als habe es ihn nie gegeben. Nach der letzten Unterrichtsstunde gehe ich nur noch in das Lehrerzimmer, um den Katalog abzulegen. Ich gehe die Treppen ins Erdgeschoss hinunter und durch die Tür. Egal, in welchem Monat wir uns befinden, immer wenn ich die Schule verlasse, ist es Herbst: Auf der Straße wirbelt ein kalter Wind dichten und glänzenden Staub auf, weht ihn mir in die Augenlider und ins Haar. Ich gelange zum großen Rondell der Straßenbahnen, die dort, am Ende angekommen, die Kehre machen. Ihre Waggons

sehen aus, als stammten sie aus einem anderen Jahrhundert: Die Bleche sind verrostet, die Glühbirnen zerschlagen. An der Haltestelle gibt es ein Meer von Leuten, die alle in die gleiche Richtung schauen. Von sehr weit her, aus den Tiefen der Şoseaua Colentina, kommt wackelnd und rumpelnd die Straßenbahn Nr. 21, die dreimal so viele Passagiere aufnehmen muss, wie sie transportieren kann. Es werden auch welche auf den hinteren Puffern und andere an den Türgriffen hängend mitreisen. Ich lasse sie fahren, so beladen mit dem menschlichen Polypen, denn die nächste kommt in einer halben Stunde, und ich breche zu Fuß auf, vorbei an der Fabrik für Schweißröhren. Von hinten schiebt mich der Wind voran, er lässt mein Haar wehen und klebt mir Papierfetzen und anderen Straßenunrat auf den Leib. Ich gehe an winzig kleinen Abfüllstationen für Sodawasser vorbei, an Brotläden, Vulkanisierwerkstätten und Bretterdepots. Die Sonne sinkt, die Welt färbt sich scharlachrot ein, jeder Passant, dem ich begegne, mehrt meine Einsamkeit.

8

Das Haus habe ich mir 1981 um den Preis eines Dacia-Automobils gekauft. Damals wohnte ich mit den Eltern auf der Ştefan cel Mare, in einem langen Wohnblock mit acht Treppenhäusern, der unmittelbar an der Generaldirektion der Miliz klebte. Ich hatte meine Kindheit im Parcul Circului zugebracht, und später, in meiner Jugend, kehrte ich oft zurück zu dem im Sonnenlicht dösenden Park, um mich hinein zu verlieren in seine Mitte von Schatten und Glitzern, zum von Schilfrohr eingefassten See, an dessen Ufer die Trauerweiden immerzu ihr Geäst neigten. An beängstigenden Abenden, wenn die Wolken monströse Formen annahmen, stieg ich hinunter zum See und setzte mich auf eine Bank. Stundenlang blieb ich dort sitzen, die Augen auf das bräunliche Wasser gerichtet, und murmelte die Verse, die meinen Kopf ausfüllten: Apollinaire, Rimbaud, Lautréaumont ... Damals lieb ich mir

die Bücher in der Quartiersbibliothek, jener neben dem Lebensmittel-
laden, die außer mir niemand mehr zu betreten schien. Es kam vor,
dass ich die Bibliothek beladen mit Einkaufsnetzen voller Kartoffeln,
Tomaten und Gurken aus dem Laden der Staatsfarmen betrat. Ich ließ
sie in dem kleinen Vorraum neben der Tür stehen und trat ein in den
Schatten des mit Büchern angefüllten Raums. Der Bibliothekar war
ein diskreter Mann, so unscheinbar er in Wirklichkeit auch gewesen
sein mochte, in den unzähligen Träumen späterer Jahre wirkte er ge-
genwärtig und äußerst körperlich. Die in alphabetischer Ordnung auf-
gereihten Bücher kamen mir genauso vor wie die Flächen mit den
Briefkästen, die im Erdgeschoss der Wohnblocks mitunter eine ganze
Wand einnehmen. Wie oft hatte ich mir in meiner Kindheit gewünscht,
die Schlüssel zu allen Briefkästen zu besitzen! Ich hätte meine Vormit-
tage mit dem Lesen der Briefe zugebracht und wäre auf diese Weise in
die verworrenen und traurigen Lebensumstände all dieser Leute gera-
ten. Nur sehr mühsam konnte ich hin und wieder einen Brief aus dem
schmalen Schlitz herausfingern, wobei ich mich eines Stöckchens be-
diente und meine Finger so tief in den dunklen Raum hineinstreckte,
wie es, immerzu von der heillosen Angst begleitet, erwischt zu wer-
den, irgend möglich war. Damals las ich von Krankheiten und Beerdi-
gungen, von dem Wunsch, etwas geliehen zu bekommen, beschämen-
den Vorschlägen und Äckerteilungen bei Erbschaften. Jetzt aber besaß
ich endlich alle Schlüssel! Jedes Buch war ein Spalt, durch den ich in den
Schädel eines Menschen schauen konnte. Es gab viele Schädel mit den
Anzeichen von Intelligenz, Mut, Stolz, Melancholie und Schläue, ge-
nauestens mit dem Kopierstift verzeichnet und nummeriert. Ich schlug
jedes Buch auf wie ein Chirurg, der eine Schädeldecke trepaniert, dazu
mit der Verwunderung des Arztes, der anstelle der immerzu gleichen
Gehirnwindungen und stets graubraunen Substanz, die von den ver-
zweigten Blutgefäßen genährt wird, in jeder geöffneten Dura mater
etwas anderes vorgefunden hätte: ein kauernendes, zur Geburt anstehen-
des Kind, eine riesige Spinne, eine Stadt in den ersten Morgenstunden,
eine große und zarte Grapefruit, einen Puppenkopf mit nach innen ge-

wendeten Augen. Welch seltsame Osmose sich dann zwischen meinem Schädel und dem irgendeines früheren Autors vollzog, wie merkwürdig hellten sich da unsere Stirnen auf! Wie verbanden sich da unsere Schädel in der Stirngegend, wie bei siamesischen Zwillingen, wie verschmolz da seine Hirnsubstanz mit meiner! Ich schaute in seinen Kopf, las seine Gedanken, konnte die Schmerzen spüren, das Schweigen, seine Orgasmen. Seine Augenblicke der Erleuchtung. Ich kippte meinen Geistesinhalt über ihn, wie die Seesterne je ein Muschelnest verdauen. Wir klebten uns aneinander, vermengten uns, Apollinaire und ich, T. S. Eliot und ich, Valéry und ich, bis zwischen uns, holographisch, ein unfassbarer Hybrid geboren wurde, der einem Schauder durch die Wirbelsäule jagte: das Buch. Die Gedichte. Der Wahnsinn, in der Zisterne mit dem geschmolzenen Gold der Poesie aufzugehen.

Ich schaute auf das Wasser des Sees, das die Wolken spiegelte und die Wohnblocks vom gegenüberliegenden Ufer, bis es dunkelte und der Park völlig menschenleer war. Ich konnte mein Unglück selber nicht einmal begreifen, wie wir uns eben auch nicht bewusst sind, dass wir aus Milliarden von Zellen bestehen, dass wir ein Geranke von Leben sind. Erst wenn das Antlitz des Sees nichts mehr spiegelte als die Sterne, stand ich auf, alle meine Knochen waren steif, und verschwand wieder auf den Alleen. Eines Nachts umkreiste ich den See, indem ich einen halben Meter über dem Boden schwebte. In einer anderen Nacht merkte ich, dass ich auf die pechschwarze Wasseroberfläche treten konnte, und überquerte ihn diagonal. Aber der nächtliche Park, von seiner Tagesform so verschieden wie die Frau vom Mann, hat mich niemals so sehr aufgewühlt wie in der Nacht, als ich plötzlich darin in eine Zone geriet, in der ich auch in der Kindheit niemals gewesen bin, wiewohl ich wusste, dass es sie gab: Es war sehr weit weg, etwa beim Boulevard Lacul Tei, wo die sich dahinschlängelnde Allee sich mit einem Mal zu einer größeren Fläche von schrecklicher Einsamkeit weitete. In ihrer Mitte gab es ein Becken voll schwarzen Wassers. Aus dem Becken erhob sich eine Statue, ein nackter junger Mann, der sich mit den Armen gegen eine entsetzliche Bedrohung wehrte. Sein verstei-

nerter und verschwiegener Schrecken hatte auch mich erfasst, schließlich war ich selbst jener Heranwachsende, seine panikgeweiteten Augen waren meine Augen.

Ich hatte immer schon Angst, pure Angst, die nicht dem Gedanken an eine Gefahr entsprang, sondern dem Leben selbst. Immerzu durchlebte ich die Angst des Blinden, die Unruhe dessen, der nichts hört. Nachts hatte ich niemals richtig schlafen können, denn in dem Augenblick, da ich die Augen schloss, wusste ich, dass jemand im Zimmer war, der mich anschaute und langsam näher kam, her zu meinem eingeschlafenen Gesicht. Wie sollte ich mich verteidigen, wenn meine Sinne resorbiert waren, ich mich der enormen Welt überlassen hatte? Meine Angst entsprang stets vor allem aus der Tatsache, dass wir nicht wissen, wie die Welt ist, dass wir nur ihre von unseren Sinnen beleuchtete Oberfläche kennen. Wir wissen, dass die Sinne in unserem Kopf eine Welt errichtet haben, etwa so, als baute man das Modell eines Hauses und packte es unter einen Glassturz. Aber die enorme Welt, die Welt, wie sie wirklich ist, wie sie uns überall umgibt und mit ihrer Umarmung Knochen um Knochen zerbricht, kann auch mittels Millionen von Sinnen, die offen wie Meeresanemonen im unaufhörlichen Strömen des Ozeans schweben, nicht beschrieben werden. So etwa mit zwölf Jahren wurde meine Angst vor der Welt akut und präzise. Damals habe ich zum ersten Mal verstanden, dass nicht die scharfen Gebisse, die Hauer, Krallen und Krummschnäbel, nicht die Spieße bestialischer Monster, nicht die Vorstellung, mein ach so fragiler Körper könnte zerfetzt und zerstückelt werden, der Grund meiner anhaltenden Unruhe war, sondern die Leere, das Nichts, das Unsichtbare. Damals las ich mit größter Leidenschaft die Broschüren bestimmter Sammlungen von phantastischer und Abenteuerliteratur. An den Donnerstagmorgen wachte ich noch vor Tagesanbruch auf und rannte zum Zeitungskiosk, um bloß keine einzige Folge davon zu verpassen. Die Faszikel waren billig, bescheiden und naiv illustriert, aber die Geschichten, die sie erzählten, erfüllten mich mit Verwunderung, Entzücken und mitunter auch Enthusiasmus, in anderen Fällen mit Schre-

cken und Angst. Sei es, dass von Tempeln und Goldbarren in den Dschungeln der südlichen Kontinente die Rede war, von Städten am Meeresgrund, den Erfahrungen psychopathischer Gelehrter, von unverständlichen Außerirdischen, von intelligenten Viren und wie sie die Welt eroberten, von Geistern, die einem in den Kopf eindringen und den Willen an die Kandare legen, die Geschichten bevölkerten mir die Stunden der Einsamkeit, flossen selbstverständlich ein in meine Träume und homogenisierten mein inneres Leben. Zwei davon haben mich bis auf den heutigen Tag tief geprägt.

In der ersten Geschichte (von wem? Ich habe es nie gewusst. Die Namen der Autoren waren für mich bloß eine verzichtbare Hieroglyphe auf dem Umschlag) wurde von einem Muschik im fernen Sibirien erzählt, der an der Seite seiner Frau in ihrem Holzhaus schlief, während durch die Risse in den Holzbalken der schneidende Frost eindrang und Schneeflocken mit hineinwehte. Der Bauer wacht kurz vor dem Morgengrauen auf und spürt, dass seine Frau nicht mehr neben ihm im Bett liegt. Er denkt, sie wird mal hinausgehen haben müssen, ihre Notdurft verrichten, und legt sich zurück ins Bett. Aber als es hell wird, kann er sehen, dass seine Frau noch immer nicht ins Bett zurückgekehrt ist, das Nachtgewand mit der Hand vor der Brust zusammengegrafft, tritt er hinaus unters Vordach. Was er da sieht, reißt ihm das Maul auf. Auf dem in der Nacht frisch gefallenen Schnee, dermaßen rein, dass nicht einmal der liebe Gott es über sich brächte, ihn zu betreten, konnte man die Spuren der Frau sehen, die von der Türschwelle bis mitten auf den Hof führten, wo sie plötzlich abbrachen. Ringsum war der Schnee unberührt. Die letzten Sätze dieser Geschichte, die nicht wie fast alle anderen eine beruhigende Erklärung für das Vorgefallene lieferten, zeigten uns den Muschik, wie er mit unverständiger Miene in den Himmel starrte.

Die zweite handelte von einem Sträfling, der seit Jahr und Tag in einer Gefängniszelle vor sich hin moderte. Er hatte »lebenslänglich« bekommen und wurde mit solcher Schärfe bewacht, dass er sicher war, sein Leben in dieser Zelle zu beschließen. Aber eines Nachts hört er ein

paar leise Klopfen in einer der Mauern. Er legt das Ohr an die Mauer und hört nun besser: Sie klingen klar, intelligent, wiederholen in bestimmten Intervallen präzise Folgen von Klopfschlägen. Verwundert, glaubt der Gefangene, eine dieser Halluzinationen zu haben, die seine elende Isolationshaft begleiten. Aber am nächsten Tag hört er zur gleichen Zeit die gleiche Folge von Klopfschlägen in der Wand, und dann immerzu, Tag für Tag. Er prägt sich die Folge der Klopfschläge ein, lernt sie auswendig, beginnt aufzuschreiben, was er auf der Mauerseite hinter dem Bett hört. Ab und zu werden die Folgen etwas komplizierter, als würde der Nachbar auf der anderen Seite der Mauer immer wieder neue Wörter in den Code einfügen. Der Gefangene braucht Monate, bis er erste Verbindungen im geheimen Gewebe der Klopfen intuitiv zu erfassen meint, und dann noch Jahre, bis er deren Sprache beherrscht. Schließlich beginnt sich ein Dialog zu entspinnen, in dem der Zuchthäusler in dem gleichen Code antwortet (er hatte ihn in einer von ihm selbst erfundenen Schrift notiert, in der es Halbmonde gab, Zahnräder, Kreuze und in den Putz geritzte Dreiecke). Der Nachbar, nun versteht er alles richtig, stellt ihm einen Fluchtplan vor, der so verwegen ist, dass es einem den Atem verschlägt, und dazu von einer unglaublichen Einfachheit. Nachdem er alle nötigen Vorbereitungen getroffen hat, flieht der Gefangene eines Nachts bei genauer Beachtung der erhaltenen Anweisungen. Nach vielen Jahren, er ist reich und berühmt geworden und hat sich eine neue Biographie zugelegt, bittet er darum, das Gefängnis besichtigen zu dürfen, er möchte schließlich den kennenlernen, dem er all dies verdankt, und dabei seinerseits versuchen, jenen zu retten. Man führt ihn in die Zelle, in der seine jungen Jahre zerronnen waren, und dort fragt er den Wärter nach dem Gefangenen jenseits der Mauer. Aber jenseits dieser Mauer, erfährt er nun verblüfft, befinden sich nur der Himmel und das Meer. Diese Mauer ist eine Außenwand, zig Meter über den Meeresswellen, die an dem felsigen Ufer zerrieben ...

Den gleichen heiligen Schrecken, das gleiche Gefühl, dass jenseits dieses Weltmodells, bestehend aus Sinneswahrnehmungen, die sich

auf Billigst-, auf Dutzendmaterialien berufen, etwas ist, das dich scharf im Auge hat, dessen Opfer du bist, das auf seinen tausenden klebrigen Fäden näher kommt, ohne dass du davon etwas ahntest, der du selbst nur ein kleines Bündel Antennen besitzt, während du eigentlich doch alles begreifen müsstest, ebendiesen Schrecken empfand ich in jener Nacht im Parcul Circului neben dem stillen Bassin mit der Travertineinfassung, in dem sich die Sterne spiegelten. Und den gleichen hoffnungsfernen Schrecken empfand ich viel später noch einmal, im Herbst 1981, als ich das erste Mal durch die Maica Domnului gegangen bin. Es war ein fauliger und heller Herbst. Ich war fünfundzwanzig Jahre alt und hatte keinerlei Zukunft auf Erden. Seit einem Jahr war ich Lehrer im hintersten Colentina, und ich wusste (weiß es auch jetzt), dass ich von dort aus in Rente gehen würde. Dann würde ich sterben, ohne eine Spur von meiner Bahn durch die Welt zu hinterlassen, was in mir eine Art finsterner Freude hervorrief. An einem Sonntag im Oktober veranlasste mich das Unglück – das war damals die Luft, die ich atmete –, die Wohnung zu verlassen. Den ganzen Vormittag hatte es heftig geregnet, aber nach dem Mittag beruhigte es sich mit einem Mal, und die Wohnblocks auf der gegenüberliegenden Seite der Chaussee wurden allmählich klar und transparent, in ein Licht gekleidet, das von nirgendwo herrührte. Dann ging ich hinunter und zu Fuß durch den glitzernden Wind auf die Aleea Circului zu und quer durch den Park. Der See war nun schlammig aufgewühlt und hatte die Ertrunkenen an die Oberfläche heraufsteigen lassen. Ich war weder in meiner Kindheit noch irgendwann später an der fernsten äußeren Kante des Sees vorbeigegangen, an den vier nebeneinander aufgereihten Wohnblocks, die sich ewig in seinem Wasser spiegelten, den »Diplomatenblocks«, auf deren Balkonen schokoladenbraune Mädchen und Jungs mit schrägstehenden Augen mit Spiegeln und Kreiseln spielten. Ich wusste, dass auf der anderen Seite das Lacul-Tei-Viertel begann, das in meiner Vorstellung eine mythische Topographie aufwies, denn dort wohnte meine Patentante in einem endlosen Gässchen mit Straßengraben am Rande, in die das Spülwasser gekippt wurde. In den Innenhöfen gab es, so

weit man dies durch die Zäune hindurch sehen konnte, Bohnen und Tomaten an hölzernen Stangen mit Glaskugeln an der Spitze, in denen sich die Wolken spiegelten. Dort war auch das Galvani-Gymnasium und eine halbverfallene Grundschule, aber vor allem ein großes Bretterdepot, das ringsum das gesamte Stadtviertel nach frisch geschnittenem Holz duften ließ. Aber die Strada Maica Domnului führte nicht direkt in jene Zone, sondern schräg hinüber nach Colentina.

Ich überquerte die Eisenbahnlinie jenseits des Parks, auf der ich niemals einen Zug hatte fahren sehen, und mich empfing, wie ich schon geahnt hatte, ein Ort, wie es keinen zweiten auf der Welt gibt. Wenn man vier Jahre alt ist, kommt einem jeder neue Ort so vor. Halluzination und Traumzustände begleiten dich immerzu, bis die Erinnerungen sich dir einzuprägen beginnen. Jede neue Landschaft ist fabelhaft und an sich schon ungewöhnlich, wie banal sie in Wirklichkeit auch sein mag, denn »in Wirklichkeit«, »tatsächlich« und »wie sie eben ist« sind jenem noch sinnlose Ausdrücke, der die Wirklichkeit so begreift wie wir in unseren ersten Erinnerungen oder im Traum. Die Strada Maica Domnului kam mir immer wie ein Tentakel des Traums in der wachen Welt vor oder, wenn alles innerlich und die Wirklichkeit nur ein illusorischer Artefakt ist, ein schwacher Lichtschein aus der tiefen versunkenen Kindheit.

Auf der Maica Domnului gibt es weder ein Haus noch einen Menschen, die »normal« wären, denn auch die Normalität selbst hat hier ihr Ende. Hier gibt es auch kein normales Wetter. Wenn man diesen Trakt, diesen Kanal aus einer anderen Welt und einem anderen Leben betritt, ändert sich das Klima, und die Jahreszeiten schlagen Purzelbaum. Hier herrscht immerzu, wie ich geschrieben habe, ein fauliger und heller Herbst. Die Asphaltschicht, die irgendwann mal über die einstmals gepflasterte Straße gelegt wurde, ist ausgebleichen und aufgerieben wie ein alter Lumpen. Sie ist voller Buckel, die von den blassen Wurzelwucherungen darunter herrühren. Auf beiden Straßenseiten gibt es alte Kaufmannshäuser, aber auch einige in der Zwischenkriegszeit errichtete Gebäude, einstmals schmucke und moderne Villen. Aber wie

seltsam sie sind! Denn jede hat irgendeinen monströsen oder nur am falschen Ort befindlichen Appendix, die Phantasie eines Architekten, der anscheinend einen Teil des Gebäudes bei Tag entworfen hatte und einen anderen Teil, wenn er so gegen Mitternacht aus dem Schlaf geweckt wurde und sich genötigt sah, bei Vollmond sich an das Reißbrett zu setzen und weiterzuzeichnen.

Alle Häuser hier haben runde Fenster, die in der Abenddämmerung kräftig glühen. Alle haben sie schmiedeeiserne Tore, Jugendstilranken, zwischen denen orange, himmelblaue und fliederviolette Bleiglas-Augen flackern. Alle sind sie in einem Calcio-Vecchio gestrichen, das vom Zeitenlauf eingeschwärzt wurde. Und an jeder Fassade ist mittlerweile gut die Hälfte des Verputzes abgefallen. Die solcherart enthäutete Mauer stellt ihre staubigen Ziegel aus. Zwischen den Ziegeln gibt es Leerstellen, aus denen der Mörtel schon lange verschwunden ist. Die meisten Fenster haben keine Scheiben, vergilbte Zeitungen ersetzen sie, viele davon auch schon zerfetzt. Über den Dächern erheben sich wie als Vorwurf oder vor Empörung gen Himmel gereckte Arme großer Versehrter, bizarre und verrostete Ornamente, Türmchen und Blechkuppeln, vulgäre Betonstatuen mit beschädigten Gesichtern sowie Rotten von blassrosa gestrichenen Engeln, die an eine Prozession von Larven erinnern. Eines der Häuser hat Zinnen wie die mittelalterlichen Schlösser, ein anderes ähnelt einem Straßenbahndepot, und ein drittes ist schlicht und einfach eine würdige Gruft inmitten eines Hofes ohne eine einzige Blume. Wenn der Abend herabsinkt, färbt sich die Ansicht blutrot ein, wie Verbandsmull, und wird unerträglich.

In den meisten Höfen wächst Ziertabak, weiß und blassmauve blühende Blumen, die abends die Luft mit ihrem Duft verdunkeln. In anderen sieht man nichts als Unkraut. Wenn es dämmt, gehen die Bewohner hinaus auf die Straße und stehen vor ihren seltsamen Häusern herum, was sie selber noch seltsamer und rätselhafter erscheinen lässt. Vor ihnen türmen sich Berge von Samenschalen auf. Die meisten von ihnen sind Zigeuner, die in diesen Ruinen Unterschlupf gefunden haben. Sie haben kein fließendes Wasser, keine Elektrizität und zahlen

keinerlei Gebühren. Es gibt hier auch Vorstadtrumänen, Tischler, die Särge anfertigen, Werkzeugmacher, die in irgendwelchen Fabriken arbeiten, Kassiererinnen in der Straßenbahn. Wenn der Abend hereinbricht, schlagen sie hier, die Hemdsärmel aufgekrempelet, ihre Zeit tot. Man sieht sie auch auf den Balkonen: Junge Mädchen, gekleidet wie Prostituierte, hängen Unterhemden, Büstenhalter, Unterhosen und nicht identifizierbare, knallbunte Fetzen zum Trocknen auf. Tätowierte, gefährlich wirkende Männer rauchen und schauen die Straße hinter. Alle sprechen sie laut, sie scheinen sich endlos zu streiten, und doch haben sie etwas Melancholisches an sich, das dich sagen lässt, sie sind die passendsten Bewohner meiner Straße.

Man muss lange die Straße hinabgehen, um zu dem Haus in Schiffsform zu gelangen. Es ist das einzige Haus, das keinen Zaun hat, es hätte ihn auch nicht nötig, wie es da finster tief drin auf seiner Brache voller verrosteter Sprungfedern und Kühlschrankskarkassen thront. Alle, denen danach ist, werfen ihren alten Krempel vor mein Haus. Eigentlich hat es gar keine Schiffsform, sondern eine Form, die sich stur jeder Beschreibung widersetzt. Der untere Teil hätte kubisch sein müssen, aber aus unerfindlichen Gründen geriet er zum Kegelstumpf mit der breiten Seite nach oben, wie ein Papierschiffchen. Auf dessen Plattform erhebt sich krumm und asymmetrisch eine Art Turm, an dem eine eng am Mauerwerk entlanglaufende, spiralförmige Außentreppe aus rohem Beton bis zur einzigen, von den Witterungsverhältnissen arg beschädigten Tür führt. Das untere Geschoss, das eigentliche Haus, hat einen beinahe monumentalen Eingang: ein schweres Tor aus Schmiedeeisen, das zwei entkleidete Jungfrauen mit je einer Leuchte in den schmalen Händen vorstellt. Auf seiner linken Seite hat es zwei viereckige Fenster, die mit dem gleichen geschmiedeten Eisen vergittert sind, es sind schmale, konvulsiv gewundene Stangen aus schwarzem Eisen. Die Fassade ist aschgrau, uralte, abgeblättert wie die aller Häuser in dieser Straße. Jeden Augenblick des Tages glüht das runde Fensterchen des Turms irre in der Sonne. Vor dem klaren Himmel voller weißer, flockiger Morgenwolken ist der Turm von einer überirdi-

schen Schönheit, aber an den späten Abenden lässt einen die scharlachrote Glut des Fensters erstarren. Dieses demente, verzweifelte Leuchten, dieser Hilferuf hat mich an jenem Oktoberabend veranlasst, mir dieses hässliche und traurige Haus mehr zu wünschen als irgendetwas sonst auf der Welt. Damals bin ich über die Brache gegangen, bis ich vor der Tür stand. Die Fensterscheibe hinter den schwarzen Gitterstangen war zerbrochen. Ebenso wie die viereckigen Fenster. Von drinnen wehte mich eine kalte, nach Bauschutt riechende Brise an. Neben der Tür klebte ein Blatt Papier, worauf mit dem Kugelschreiber »Zu Verkaufen« geschrieben stand. Darunter befand sich eine Telefonnummer, und unter dieser stand »Fragen Sie nach Mikola«. Während die Abenddämmerung sich immer mehr eindunkelte, strich ich ums Haus. Dahinter war schon eine andere Straße mit grauen Wohnblocks, als hätte das Straßengezweig des Viertels lediglich auf der Maica Domnului diese Früchte einer schier kreolischen Überschwänglichkeit und Tristesse hervorgebracht. In der blinden Wand auf der Rückseite des Hauses hatte es noch einen weiteren Eingang gegeben, der jetzt mit Backsteinen zugemauert war. Damals, angesichts jenes blinden Eingangs, sah ich mich mein Leben lang dort wohnen, denn wenn jedes Haus auch das Antlitz dessen ist, der es bewohnt, wie auch immer verschoben in der Perspektive und täuschend, so wusste ich doch, dass ich dort, in jenem Aschebunker, mein vollkommenstes Selbstporträt erfahren hatte. Ich sah mich schon in der engen Turmstube sitzen und durch das runde Fenster in den Himmel blicken, während er am Horizont schmutzig gelb wurde und vor diesem petrolfarbenen Hintergrund die ersten Sterne aufgingen.

Noch am gleichen Abend sprach ich, heimgekehrt, mit den Meinen über den Hauskauf. Mutter kannte die Maica Domnului sehr gut: eine Straße von Huren und Messerstechern. Geschrei und Vorwürfe brachen los: »Darum hast du so lange studiert? Damit du unter Zigeunern lebst? Morgen, übermorgen bringst du mir eine Schwiegertochter mit bunten Faltenröcken an! Wenn die dich nicht schon nach einem Tag zum Nacktarsch machen, kannst du mich Fiffi nennen!« »Du kennst

die nicht, hör auf mich«, goss auch Vater noch Öl ins Feuer. »Glaubst du, du wirst fortan noch eine Nacht ruhig schlafen können? Jede Nacht wirst du Krach haben, Ständchen, Akkordeons, Verwünschungen, tja, wie bei den Zigeunern ... Glaubst du, du wirst ein Hemd zum Trocknen aufhängen können? Am nächsten Tag ist es weg, spurlos.« Und immer so weiter, bis ich hinunter ins Erdgeschoss ging, um dort in der Telefonkabine Mikola anzurufen. Der Stimme nach war der Mann sehr alt.

Das Haus, so sagte er, hatte er selbst noch unter dem anderen Regime gebaut. Folglich hatte es etwa ein halbes Jahrhundert auf dem Buckel. Weil er lange Zeit nicht zu Hause war (er hatte ganz gewiss im Gefängnis gesessen), ist die Behausung nach dem Kriege nicht mehr gepflegt worden und allmählich verfallen. Sie benötigte etwas Konsolidierung, auch müssten Wasser- und Stromleitungen erneuert werden. Ansonsten sei es ein gutes Haus, schließlich habe er selbst es geplant und dort errichtet, in jenem Stadtgebiet, das eine Zukunft zu haben schien. Seit etwa sechs Jahren stehe es leer, der letzte Bewohner sei nach Israel ausgewandert, und die Zigeuner wollten oder konnten nicht hinein. So dass es innen relativ funktional sei. Ob ich denn vielleicht auch die Möbel kaufen könnte? Nachdem er mir all dies schier atemlos und mit keuchender Stimme gesagt hatte, fragte ich ihn nach dem Preis. Dann zog sich Herr Mikola die Baskenmütze ein bisschen nach hinten und schaute mich aus seinen runden blauen Augen an, die verwundert schienen über die ungewöhnlich tiefen Falten auf seiner Stirn. Durch das Fenster der Küche, in der wir miteinander sprachen, sie war eng, und auf dem Tisch lag ein Wachstuch, konnte man die Dâmbovița mit ihren grasbewachsenen Ufern sehen. »Ach ja, wir werden uns schon einigen«, sagte er. Ich schein ihm ein anständiger Kerl zu sein, das zählte für ihn mehr als das Geld. Er konnte sein Haus nicht irgendwem überlassen. Dann erzählte er mir in einer Art seniler Beiseeltheit eine sehr verworrene Geschichte. Ich hatte um vierzehn Uhr meinen Unterricht zu beginnen, die Vorbereitungsstunde auf die Landesverteidigung hatte ich schon verpasst, und ich konnte es mir nicht

leisten, auch die erste richtige Stunde zu versäumen. Und doch habe ich sie letztlich sein lassen, denn die Geschichte des Alten fesselte mich, so unglaublich sie auch gewesen sein mochte, und ich brachte es nicht über mich, sie abzukürzen oder zu unterbrechen.

Der Mann war in seinem Leben jemand schwer Fassbares gewesen: Erfinder, Physiker, Architekt, auch so etwas wie ein Arzt, er hieß Nicolae Borina, wenn mir der Name etwas sagte. Ich schaute ihn ahnungslos an. Unter anderem hatte er den »Borina-Solenoiden« erfunden, der allerdings niemals patentiert worden war, vor allem, weil der Erfinder keinerlei Studien hatte nachweisen können. Er hatte lediglich ein paar Grundschulklassen in Abrud oder Alejd absolviert, »wo längst ein Denkmal für mich stehen müsste, mein Herr!« Er hatte zehn Jahre in den Vereinigten Staaten von Amerika gelebt, wo er Tesla kennengelernt hatte (was für mich damals nichts als der Name einer Radiomarkete war), und sein Solenoid war, soweit ich es verstand, eine Fortsetzung, eine Verlängerung der Forschungen seines Meisters auf dem Gebiet des Elektromagnetismus. So um 1925 nach Bukarest zurückgekehrt, hatte er ein pikareskes Leben geführt, er hatte an den elektrischen Straßenbahnen Verbesserungen vorgenommen, die Fahrstühle untersucht und probiert, praktisch kostenfreie elektrische Energie mittels einer besonderen Verbindung von Spulen und Magneten herzustellen ... Er hatte drei, vier Fabrikhallen gebaut und sich sogar beim Zirkus produziert, wo er (wie er sagte) eine verblüffende Nummer mit Volta'schen Säulen vorführte. »Ich produzierte elektrische Funken von bis zu acht Metern Länge, mein Herr, und zwar bis das unglückselige Zelt abgebrannt ist und sie mich auch dort rausgeschmissen haben.« Und als ein pikantes Element hatte er, wenn man ihm glauben konnte, zwischen dutzenden, ja hunderten weiteren Eroberungen die berühmte Rennradfahrerinnen Mița kennengelernt, die Luxusgrissette mit einem gewaltigen Palast in der Christian Tell, der er einen Dynamo ans Vorderrad ihres rosa Dorlay-Fahrrads montiert hatte, das war, wie es scheint, der erste Dynamo an einem Fahrrad in Rumänien. Letztlich hatte ihn dann eine österreichische Firma angestellt, die medizinische

Gerätschaften herstellte, vor allem Zahnarztstühle und andere Gegenstände für Zahnarztpraxen. Das Haus hatte er in jener Zeit gebaut, die bestimmt die ertragreichste Phase seines Lebens war, als der berühmte Solenoid fertiggestellt und Herr Mikola bereit war, die Welt zu erobern. Bis dahin hatte er im Hotel gewohnt, wie alle, die in Bukarest zur besseren Gesellschaft gehörten, aber in den letzten Jahren hatte er vor allem aufgrund seiner Behandlungen mit der »Einpol-Medizin« genug Geld angehäuft, um sich ein Heim zu errichten. Als er mit seiner Geschichte hier angelangt war, fragte ich ihn, was das für eine Therapie war und wie er seine Patienten behandelte. »Glaub bloß nicht, ich sei auch so ein Quacksalber gewesen wie die in der *Flacăra*. Ich heilte wirklich, mein Herr. Frag nicht, wie, aber ich heilte. Die beste Gesellschaft kam zu mir, und alle waren sie zufrieden, wenn sie gingen. Damit Sie mich verstehen, ich benutzte einen Apparat, den ich gebaut hatte (um ehrlich zu sein, nach den Plänen von Meister Tesla, aber nicht ohne meinen eigenen Anteil daran), und der aus einer roten und einer blauen Spirale bestand (aus sehr reinem angestrichenem Kupfer, neu und isoliertem Kupfer), die doppelt verdreht worden waren. Diese doppelte Spirale war zwei Meter hoch und weit genug, dass ein Mensch hineinpasste. Nun gut, ich stellte sie in einen Kreis, der mit Kreide auf dem Fußboden gezogen worden war, und ließ die an der Decke hängende Spirale über sie hinab. Dann ließ ich magnetische Einpole durch die Spiralen kreisen, das größte Geheimnis der Wissenschaft, mein Herr. Nicht einmal der große Tesla hat sie vollends begriffen. Die Behandlung dauerte zwei Stunden, worauf der Patient, an Seele und Körper gesundet, wieder ging. Hepatitis, Tuberkulose, Melancholie, Syphilis, Nagelgeschwüre, Liebe für unpassende Personen, böse Träume, selbst einige Krebsarten wurden aus den Körpern entfernt, die plötzlich aufblühten, als wären sie wieder zwanzig Jahre alt.« Selbstverständlich hatte der Neid der Zunft unverzüglich eingesetzt, und in wenigen Jahren der Praxis war er zur Zielscheibe widerwärtigster Angriffe geworden. Schließlich steckten sie ihn wegen Scharlatanerie sogar ins Gefängnis, und nur das Zeugnis einiger Personen der obersten

Gesellschaft hatte ihn vor dem Verlust seines gesamten Vermögens bewahrt.

Den Platz für seinen Hausbau hatte er sich aufgrund einer komplizierten Prozedur ausgesucht. Bis dahin hatte ich dem Alten interessiert und amüsiert zugehört. Von hier an wurde die Geschichte mit einer Unzahl technischer Details befrachtet, die ich nicht einzuschätzen wusste, und die mich auch nicht interessierten. Später habe ich dann den Sinn seiner Vorführungen begriffen: Herr Mikola schien an ein energetisches Netz der Erde zu glauben, das an manchen Stellen Punkte (Knoten) von großer Intensität aufwies und an anderen dann wiederum träge (Bäuche). Sein Haus musste an einem Knotenpunkt errichtet werden, dem auf der Karte am nächsten liegenden. Man konnte diese Punkte aufgrund der Sensibilität eines Geomanten in Erfahrung bringen oder durch atemberaubende numerische Berechnungen. Der Alte hatte beide Wege genutzt: Als er mittels Kombinationskunst einen der Knotenpunkte von Bukarest gefunden hatte, überprüfte er sogleich die Genauigkeit der Berechnungen mit den eigenen übersinnlichen Fähigkeiten. »Dort bei den Zigeunern, auf jenem Ödland befand sich die magische Zone. Ich spürte sie gleich, als ich ankam. Ich nahm auch sogleich diese reine Stille wahr, wie frisch gefallener Schnee, die Stille vor dem Erscheinen des Ohrs, vor dem Begriff Ton. Vielleicht aber auch die Stille vor der Entstehung der Welt.«

Er erwarb ein Grundstück von etwa fünfhundert Quadratmetern und achtete dabei darauf, dass der Knoten vollumfänglich auf seinem Gelände lag. Er hob eine tiefe und weite Grube aus für das Fundament des Hauses und entdeckte bei dieser Gelegenheit sehr alte Ruinen, die in die fernste Geschichte hineinragten. Dort hinein, in diese Grube von frischem Lehm packte Nicolae Borina den Solenoiden. Der hatte ihn ein Vermögen gekostet. Es war eine im Durchmesser etwa neun Meter starke Spule. Über einen Ferritkern waren in einer unglaublich komplizierten Struktur sechzehn Schichten fünf Millimeter starker Kupferdraht-Wicklungen angebracht, die allerdings in sich aufgrund eines abstrusen numerischen Systems ihren Verlauf ebenso wechsel-

ten wie die Ausrichtung. Diese riesige Spule war in Basel hergestellt und mit einem Spezialtransport der Eisenbahn ins Land gebracht worden. Vom Bahnhof Filaret wurde sie bei Nacht hierher transportiert und im Verborgenen auf einen Sockel mit hydraulischen Zylindern und Kugellagern in der Grube auf der Maica Domnului installiert. Das mittelalterliche Gemäuer wurde hinausgeworfen und dann ohne weitere Diskussion auf die Mülldeponie von Tei gebracht. Über den Solenoiden wurde eine Betondecke gelegt und darüber das Haus gebaut.

Mein Leben beinhaltete damals genügend Verrücktheiten, aber die Geschichte des Alten verschlug mir den Atem. Nun war auch die zweite Unterrichtsstunde dahingegangen, der ganze Tag sollte dahingehen. Der Alte delirierte, aber ich wusste besser als irgendjemand sonst, dass das Delirium kein Abfall der Wirklichkeit war, sondern als ihr Teil zu ihr gehörte, mitunter sogar ihr wertvollster Teil war. Neben dem Haus hatte ich, als wäre es ein Prospekt dazu oder die Bedienungsanleitung, eine Geschichte gekauft. Von nun an sollte ich der Besitzer eines Hauses sein, das in der senilen Vorstellung eines Neunzigjährigen über einer gigantischen, im Boden vergrabenen Spule errichtet worden war, als hätte Herr Mikola mir in seiner unerklärlichen Großherzigkeit unter einer Glasglocke sein eigenes Hirn mit einem Häuschen in der Form eines Schiffes auf dessen Hemisphären thronend geschenkt.

»Am 12. September 1936, junger Mann, war das Haus fertig. Es stand allein, schön wie eine Perle inmitten der Brachflächen und Bruchbuden von Tei. Und innen war es ausgemalt und möbliert, die gerahmten Bilder und Fotografien hingen bis auf eines an den Wänden, die wertvollen Teppiche auf dem Boden (heute ausgebleichen und fadenscheinig geworden) spielten in lebendigen Farbtönen ... Die schmiedeeisernen Ranken an den Fenstern trieben Knospen und zarte Zweige ... Es war ein Wunder, in das man sich verlieben konnte wie in eine Frau mit breiten Hüften und großzügigen Schenkeln ... Ich hatte ein Haus auf Erden, aber ich habe mich seiner nicht erfreut, mein Herr ...« Denn die Frau erwies sich als frigide. Der Solenoid, wofür er bei Gott auch immer gut gewesen sein sollte, hatte niemals funktioniert. Er war die

größte Enttäuschung und die schlimmste Niederlage im Leben des Erfinders. Er hatte die Maschinerie gleich in der ersten Nacht angeworfen. Neben der großen Spule gehörten noch etliche Motoren und weitere Gerätschaften dazu, die er zum Teil selber erfunden hatte. Die Luft begann zu summen, der Fußboden vibrierte leicht, aber das Wunder ereignete sich nicht (was es damit auf sich haben könnte, wollte mir der Alte, nach so vielen Enthüllungen mit einem Mal unerwartet stur, nicht einmal andeutungsweise anvertrauen). Also riet er mir, die Spule zu vergessen, und wenn ich das Haus immer noch wollte, sollte ich mich seiner erfreuen, als wäre es ein ganz gewöhnliches Haus, wiewohl ... wiewohl, fügte er bitter hinzu, es schade ist ...

Herr Mikola hatte sich nicht einmal des gewöhnlichen Hauses erfreuen können. Sogleich nachdem das Regime gewechselt hatte, wurde er aus politischen Gründen eingesperrt (ehemaliger Legionär? Mitglied in einer der historischen Parteien?) und erst 1964 wieder freigelassen. Nur mit größten Schwierigkeiten war es ihm gelungen, die Eigentumsrechte an dem Haus zurückzubekommen, ein Freund hatte bei den oberen Foren der Partei interveniert. Glücklicherweise hatte es nicht die Habgier eines der neuen Potentaten erregt, schließlich befand es sich in einem heruntergekommenen und schlecht beleuchteten Stadtviertel. Nachdem es eine Weile leer gestanden und bei Regen und Schnee gelitten hatte, war es an den einen oder anderen vermietet worden, aber seit einer Weile hatte er dafür auch keine Mieter mehr finden können. Jetzt, da er wahrscheinlich seine letzten Jahre verlebte, hatte er beschlossen, es zu verkaufen, obwohl er nicht geglaubt hatte, es tun zu können. »Nur jemand wie Sie konnte in meinem Haus etwas erkennen, was es verdient, besessen zu werden. Ich spüre, dass du dort wohnen möchtest. Gewiss, nicht du hast das Haus gewählt, das Haus hat dich gewählt. Ich kann dir nur wünschen, mehr Glück damit zu haben, als ich es hatte. Vergiss, was ich dir erzählt habe (ich habe so selten die Gelegenheit, mit jemandem zu sprechen), renoviere es und hole dir die Frau hinzu, die du dir auserwählen wirst. Es ist ein gutes Haus, mein Herr, ihr werdet gut darin wohnen.«

Er verkaufte es mir für fünfundsiebzigtausend Lei. Das Geld gaben mir schließlich meine Eltern, was hätten sie auch tun sollen? Sie haben sich das Geld beim Reziprok-Fonds geliehen und zahlen auch heute dort noch Raten. Ich hatte mir die Innenräume des Hauses zusammen mit dem Alten an dem Wochenende nach unserem Gespräch angeschaut, und trotzdem, als ich das erste Mal mit dem Eigentümergebiet in der Karte und den Schlüsseln in der Tasche zur Maica Domnului bin, hatte ich das Gefühl, als käme ich zum ersten Mal dorthin, und eigentlich ist es seitdem immer so. Jedesmal überraschen und bezaubern mich die melancholische Fäulnis ringsum, die Stille und die Abgeschlossenheit, als rührten sie von einem anderen Ufer her, alles ist in dieser Straße anders als in allen anderen. Solch ein quälendes Glücksgefühl erlebe ich nur noch an den Nachmittagen, wenn mich kurz vor dem Einschlafen blitzartig die Erinnerung an die Landschaften meiner essentiellen Träume durchfährt.

Ich betrete mein Haus immer so, als träte ich ein in einen großen Bauch. Fast kann ich ringsum das leise Murmeln der Eingeweide hören. Wenn ich nachts durch die vergitterten Fenster die Sterne betrachte, ist mir, als sähe ich auch die Nervenganglien der großen Frau, in der ich wohne. Das Knarren der alten Möbel und des Fußbodens kommt mir um Mitternacht manchmal vor wie das Knacken einer riesigen Wirbelsäule aus porösen Knochen. Ich bin glücklich in meinem Haus. Ich kenne seine innere Anatomie nun bestens. Die Zimmer haben schräge Wände, und keines befindet sich auf gleicher Höhe mit einem anderen. Die Schränke reichen bis an die Decke. Ihr Holz ist schwammig, wie von unsichtbaren Luftströmen aufgeschwemmt. Von der Decke hängen Lüster aus dem gleichen Schmiedeeisen wie das an den Türen und Fenstern. Das Badezimmer ist immerzu feucht, die Ölfarbe auf den grünlichen Wänden ist fahl entfärbt, das Eisen der Wasserhähne scheint von Salz zerfressen zu sein. Die Badewanne ist tief, eine von ganz früher mit Löwenfüßen. Von ihrem Grund ist alle Emaille abgeschabt, wie der Schmelz auf alten Zähnen. Wenn ich nackt vor der Wanne voll grauen Wassers stehe, kommt es mir mitunter vor, als be-

